

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Landeskunde der Provinz Brandenburg

in 5 Bänden

Die Volkskunde

Mielke, Robert

Berlin, 1912

Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg. Von Dr. A. Kiekebusch.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-221

Die Vorgeschichte der Mark Brandenburg.

Von Dr. A. Kiebusch.

Die Dorselstiche der Hasee Krenschmucke

Von Dr. M. Rindler

Die Dorselstiche der Hasee Krenschmucke sind eine Art von Stichen, die in der Dorsalregion der Haut auftreten. Sie sind durch eine Entzündung der Haut verursacht, die durch die Wirkung von Bakterien oder Pilzen entsteht. Die Stiche sind in der Regel schmerzhaft und können zu einer Entzündung der Haut führen. Die Behandlung besteht in der Entfernung der Stiche und der Anwendung von Antibiotika oder Antipilzmitteln. In schweren Fällen kann eine Operation erforderlich sein.

Einleitung.

Die Behandlung der heimischen Vorgeschichte im Rahmen einer Landeskunde der Mark Brandenburg zwingt nach jeder Richtung hin zur Beschränkung, zu einer Beschränkung, die in mancher Hinsicht bedauerlich erscheint, in anderer Beziehung dagegen auch wieder in erfreulicher Weise auf die ganze Arbeit einwirken muß.

Der Wissenschaft wäre es sehr erwünscht, wenn das vorgeschichtliche Material, das heute durch zahlreiche Museen und Privatsammlungen, in beinahe unübersehbaren Einzelabhandlungen, Zeitschriften, Programmen u. dgl. zerstreut ist, an dieser Stelle gesammelt werden könnte. In dem engen Rahmen, der der Vorgeschichte in der „Landeskunde“¹⁾ zugewiesen ist, wäre das ganz unmöglich. Doch die Ausgabe in dem eben bezeichneten Umfange durchzuführen, ist jetzt auch nicht mehr nötig, da ihre Lösung durch die im Auftrage der Provinz von Prof. Dr. U. Göze herausgegebenen „vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler“ bereits in Angriff genommen worden ist.²⁾ Dieses Werk, das eine Materialsammlung großen Stiles sein soll, bedeutet für die „Landeskunde“ zugleich eine Entlastung. Im Gegensatz zu den „Denkmälern“ kann sich die „Landeskunde“ auf die Darstellung der märkischen Vorgeschichte beschränken, der es darauf ankommt, eine Übersicht über den gesamten Stoff zu geben, das Wesentliche herauszuheben und an der Hand der wichtigsten Erscheinungen die Kulturentwicklung der märkischen Vorzeit zu veranschaulichen. Was an Fülle verloren geht, wird an Klarheit gewonnen. So wird die „Vorgeschichte“ auch für jeden lesbar, und das muß um so mehr im Auge behalten werden, als es sich hier um die erste neuere Darstellung der märkischen Vorgeschichte handelt.³⁾

Aber auch für eine erschöpfende Darstellung der märkischen Vorgeschichte reicht der zur Verfügung gestellte Raum nicht aus. Auf Jagd nach Parallelen muß ganz verzichtet werden. Aufgabe eines umfangreicheren Werkes wird es sein, das Auftreten der Typen in den einzelnen Landschaften und die Beziehungen zu den Nachbarländern genau zu verfolgen und kartographisch festzulegen. Zu einem großen Werke über die Vorgeschichte der Mark Brandenburg soll die vorliegende Abhandlung eine Vorarbeit sein.

¹⁾ Rob. Mielle: *Brandenburgia*. Archiv IX, 1902, S. 5 ff.

²⁾ Davon bisher erschienen: Ostprignitz 1907.

³⁾ Vgl. E. Friedel: *Die Stein-, Bronze- und Eisenzeit in der Mark Brandenburg*. Berlin, Nikolai, 1878. Das Büchlein ist also vor mehr als dreißig Jahren geschrieben worden.

Daß es bei dieser Gelegenheit möglich ist, eine ganze Reihe von bisher nicht veröffentlichten Schätzen des Märkischen Museums weiteren Kreisen bekanntzugeben, wird nicht nur den Freunden und Besuchern dieses Instituts willkommen sein.

Wir dürfen auch nicht übersehen, daß die Vorgesichtswissenschaft noch sehr jung ist. Überall gärt es. Noch nicht alle Beobachtungen können wir uns hinreichend erklären. Vieles ist sicher. Manches ist noch Hypothese. Die Wissenschaft kann die Hypothese nicht entbehren, und jede neue Arbeitshypothese, wenn sie genügend begründet ist, kann uns der Wahrheit mindestens näher bringen. Werden dagegen in einem Buche, das auch für weitere Kreise berechnet ist, alle Vermutungen und Behauptungen aufgetischt, so kommt der Leser leicht zu der Annahme, hier sei alles noch Hypothese, und wir wüßten im Grunde noch gar nichts. Darum ist es notwendig, im Texte möglichst nur die Ergebnisse der Forschung darzustellen, die von den meisten Vorgesichtsforschern anerkannt werden. Wenn die Hypothese zur Klärung der ganzen Sachlage erforderlich ist, soll auch sie ihre Stätte finden; zugleich aber soll dann die Ansicht der Gegner zu Worte kommen. Auch ein größerer Kreis muß ja mit den wichtigsten Problemen der Vorgeschichte vertraut werden. Im übrigen verweise ich die wissenschaftliche Hypothese, soweit sie behandelt werden muß, in die Anmerkungen, die auch die wichtigsten literarischen Nachweise enthalten sollen. Auf diese Weise hoffe ich den Leser zu der Überzeugung zu führen, daß wir über die Vorzeit unserer Heimat schon recht viel wissen, und daß es endlich Zeit wird, die Ergebnisse der Vorgesichtswissenschaft dem großen Kreise aller Gebildeten zugänglich zu machen.¹⁾

¹⁾ Über die Geschichte der märkischen Vorgesichtsforschung vgl. meine Abhandlung in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 10. Dezember 1911.

I. Die Steinzeit.

A. Die ältere Steinzeit.

1. Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts und ihre Bedeutung für die märkische Vorgeschichte.

Die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts kann natürlich nicht beantwortet werden, wenn wir nur die vorgeschichtlichen Verhältnisse auf dem so engen Raume der Mark Brandenburg in Rechnung ziehen. Hier kommt die ganze Welt in Betracht, soweit ihr Boden durchforscht worden ist und weiter durchforscht werden wird. Die ältesten, unbedingt sicheren Spuren des Menschen haben sich bis jetzt in Westeuropa feststellen lassen. Namentlich Frankreich und Belgien sind reich an Funden aus der frühesten Urzeit des Menschengeschlechts. Diese Funde haben mit unzweifelhafter Sicherheit ergeben, daß der Mensch bereits ein Zeitgenosse der Eiszeit, des Diluviums, gewesen ist. Die Existenz des diluvialen Menschen, die zu Goethes Zeit von bedeutenden Forschern¹⁾ einfach geleugnet, vor wenigen Jahrzehnten noch vielfach umstritten wurde, ist heute keine Hypothese mehr, sondern eine unumstößliche Tatsache. Dagegen ist die genaue Berechnung der seit dem ersten Auftreten des Menschen verflossenen Zeit bis heute ganz unmöglich. Wohl gibt uns die Natur selbst mit der Arbeitsleistung der fließenden Gewässer, mit der Mächtigkeit und der Verwitterung abgelagerter Schichten, mit dem Vorrücken und dem Abschmelzen der heutigen Gletscher Mittel an die Hand, die Zeitdauer einzelner Perioden der Erdgeschichte schätzungsweise beurteilen zu können. Aber das alles bleibt doch nur ein Versuch, und die Fehlerquellen der einzelnen Beobachtungsmethoden sind zu zahlreich und zu groß, als daß es möglich wäre, bestimmte Daten auch nur mit einiger Sicherheit anzugeben. Die meisten Forscher nehmen jetzt an, daß seit dem Ende der Eiszeit etwa 10 000 Jahre verflossen sein müssen. Weit schwieriger ist es noch, die Dauer der ganzen Zeit bestimmen zu wollen, während welcher der Mensch auf der Erde gelebt hat. Vielleicht handelt es sich in der That um einige hunderttausend Jahre.²⁾ Nun sind aber nicht nur im jüngeren und mittleren, sondern auch im älteren Diluvium, ja, sogar in dem der Quartärzeit vorausgehenden Tertiär Funde beobachtet worden, die vermuten lassen, daß der Mensch schon während der Tertiärzeit gelebt hat. Feuersteingeräte haben sich nicht nur in den jüngsten tertiären Schichten, im

¹⁾ Cuvier: „L'homme fossile n'existe pas.“

²⁾ U. Penck: Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 390 ff.

Pliocän und Miocän, gefunden;¹⁾ seit einigen Jahren will man in Belgien auch im oberen Oligocän schon derartige Werkzeuge entdeckt haben.²⁾ Wenn das richtig ist, so würden wir das Alter des Menschengeschlechts jedenfalls um Jahrtausende zurückdatieren müssen. Sogleich aber ergeben sich neue, schwierige Fragen. Der Fortschritt, der sich von den ältesten Geräten der Tertiärzeit bis zu denen der ältesten Quartärzeit ergibt, ist ein ganz geringer. Sollte die Menschheit wirklich so lange auf derselben primitiven Stufe stehen geblieben sein, um dann plötzlich so gewaltige Fortschritte zu machen? Aber diese und ähnliche Fragen ist man sich noch nicht klar. Noch wogt der Streit der Meinungen hin und her, und es fehlt nicht an Forschern, die auch jetzt noch die Existenz des tertiären Menschen überhaupt in Zweifel ziehen. Aus der Mark sind Spuren des Tertiärmenschen nicht bekannt. Trotzdem ist die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts für eine Darstellung der märkischen Vorgeschichte nicht unwesentlich. Wir müssen in der Lage sein, das erste Auftreten des Menschen in der Mark in Beziehung setzen zu können zu den ältesten Spuren menschlicher Tätigkeit überhaupt. Außerdem kann man niemals wissen, ob nicht in näherer oder fernerer Zukunft auch in der Mark Funde ans Licht gezogen werden, die für die Beantwortung der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts einige Beiträge liefern.

2. Das Eolithenproblem.

Aberreste des Diluvialmenschen sind bereits mehrfach gefunden worden. Das Dasein des Tertiärmenschen konnte bisher durch Skelettreste in ungestörten tertiären Schichten noch nicht bewiesen werden. Erst neuerdings entdeckte man in den Sanden von Mauer bei Heidelberg einen Unterkiefer, der wohl auf der Grenze vom Tertiär zum Diluvium steht.³⁾ Im übrigen wird die Existenz des Tertiärmenschen einzig und allein aus dem Vorkommen künstlich angefertigter Werkzeuge im Tertiär geschlossen. Bei Feuersteinwerkzeugen einfachster Art ist es aber durchaus nicht immer leicht, festzustellen, ob ein solcher Stein von Menschen benutzt oder gar bearbeitet worden ist, oder ob er seine oft recht eigentümliche Gestalt durch Einwirkung natürlicher Kräfte erhalten hat. Es ist daher ganz erklärlich, daß um diese Urzeugen des Menschengeschlechts viel gestritten worden ist und auch heute noch viel gestritten wird.

Da diese einfachsten Feuersteinwerkzeuge der Morgenröte der menschlichen Kultur angehören, so werden sie Eolithen⁴⁾ genannt (griechisch *ἔως*, ion. und ep. *ἦώς* = Morgenröte; lateinisch *Eos*; *λίθος* = Stein). Die früheste Stufe der Ent-

¹⁾ Über märk. Tertiär s. Ed. Zache: *Landeskunde* 1, 1909, S. 41—43.

²⁾ Rutot: *Un grave problème*. *Bull. Soc. belge de géol.* XXI, 1907.

³⁾ O. Schötenack: *Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis* usw. Leipzig, W. Engelmann, 1908. — H. Klaatsch: *Zeitschr. f. Ethnol.* 1909, S. 539. — A. Sauer, *Erforsung in die Maurer Sande* usw. *Ber. über die Verh. des Oberrhein. geol. Ver.* 1909, S. 25 f. Dazu *Regel: Zentralbl. f. Anthrop.* XV, 1910.

⁴⁾ Auch über Umfang und Inhalt des Begriffs „Eolith“ ist noch keine Einigung erzielt. Verworn schiebt zwischen Eolith und Paläolith noch Archäolith ein (*ἀρχαίος* = uralt; *παλαιός* = alt). — *Zeitschr. f. Ethnol.* 1904, S. 482, 825; 1905, S. 1024 ff. (Hahne); 1906, S. 395 (Wieggers-Hahne).

wicklung muß wohl die gewesen sein, daß der Mensch den ersten besten Stein aufhob, um damit zu schlagen, sich zu verteidigen oder auch nur Früchte zu öffnen. Etwas höher stand er schon, wenn er Steine von besonderer Form auswählte, weil sie ihm zu bestimmten Verrichtungen geeignet erschienen. Noch weiter war er gekommen, als er selber dem Steine eine handlichere Form gab und unbequeme Kanten, Ecken oder Vorsprünge abschlug, um besser zugreifen zu können. In dieser Kunst der Formgebung hat er sich weiter entwickelt, bis er es verstand, den Stein nicht nur grob zuzuschlagen, sondern ihn durch geschickte Schläge oder Stöße zu schärfen. Tragen die beiden ersten Gruppen der Geräte nur Abnutzungsspuren, so zeigen die beiden letzten also auch schon Bearbeitungsspuren. Es ist selbstverständlich sehr schwer, Steine, die nur Abnutzungsspuren tragen, als Werkzeuge des Menschen erweisen zu wollen. Auch über die Herkunft der Feuersteine, die nur durch rohes Zuschlagen handlicher gemacht sein sollen, wird man sehr oft noch verschiedener Meinung sein können. Sicher sind dagegen die Geräte, die an der ganzen Gebrauchskante entlang kleine Schlagmarken (Muschelung) aufweisen. Sie gehören jedoch bereits größtenteils der paläolithischen Periode an. Mit Überlegung und mit hervorragendem Geschick sind diese sonst so einfachen Steingeräte gearbeitet. Hier ist die bloße natürliche Einwirkung ausgeschlossen. Für die Beurteilung des Alters spielt auch noch die Kruste, die „Patina“ eine Rolle.

Entscheidend ist aber für die Eolithenfrage die Lagerung der Feuersteine in ungestörten tertiären oder höchstens frühdiluvialen Schichten.

Für die Mark Brandenburg kommen tertiäre Eolithen bis jetzt kaum in Frage. Aber auch die diluvialen Feuersteinwerkzeuge — soweit sie wirklich als Werkzeuge betrachtet werden müssen und nicht der großen Menge der überall auftauchenden Pseudo-eolithen zuzurechnen sind — bedürfen in jedem einzelnen Falle noch gründlicher Nachprüfung.

Um die märkische Eolithenfrage zu klären, ist noch eingehendes Studium namentlich auch der geologischen Schichten und scharfe Kritik dringend nötig. Selbstverständlich darf dieser Gegenstand nicht vernachlässigt werden, und die gewissenhafte Forschung wird auch hier bald zu sicheren Ergebnissen gelangen.¹⁾

3. Spuren des Diluvialmenschen in der Mark.

Die Klimaverschlechterung seit dem Ende der Tertiärzeit hatte zur Folge, daß die Gletscher Skandinaviens immer weiter nach Süden vorrückten und das ganze nördliche Europa, auch die Mark, mit Eis bedeckten. Ebenso dehnten sich die Alpengletscher weiter aus, so daß in Mitteldeußland nur ein schmaler Landstreifen vom Eise frei blieb. Die Eiszeit war nicht eine ununterbrochene Periode mit stets gleichem Klima; vielmehr schwankte die Temperatur. Beim Steigen der Wärme zog sich das

¹⁾ Jäckel: Zeitschr. f. Ethnol. XXXV, 1903, S. 830—839. — U. Göhe: Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Ostprignitz. 1907, S. III. — Brandenburgia, Archiv X, Tafel XVII. — E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt X, S. 46 ff.; XII, S. 354 ff. — Zeitschr. f. Ethnol. 1903 S. 537. — Ed. Krause, Klaatsch. — Zeitschr. f. Ethnol. 1903 (Verhandl. 31. 3. und 25. 4. 1903).

Gletschereis mehrmals nach Norden und Süden zurück. Nach jedem Rückzuge der Eismassen nahm die Pflanzenwelt von dem ehemaligen Gletscherboden nach und nach wieder Besitz, und mit ihr wanderten auch die Tiere nach Norden, um beim nächsten Vorstoß des Eises wieder vertrieben oder vernichtet zu werden. Während der verschiedenen Eiszeiten drang das Eis nicht immer gleich weit vor. Die letzte Eiszeit war die schwächste. Damals war nur noch der kleinere Teil Deutschlands vom Eise bedeckt.

In der Mark könnte der diluviale Mensch nur während der Zwischeneiszeiten (Interglazialzeiten) gelebt haben.

Während dieser Zwischeneiszeiten hausten in der Mark die großen „vorweltlichen“ Säugetiere, die wir als Zeugen der Eiszeit ja aus fast ganz Europa kennen. Eine ganz hervorragende Stelle nimmt unter ihnen bekanntlich das Mammut (*Elephas primigenius*) ein, von dem z. B. in den Rixdorfer Kiesgruben zahlreiche Reste gefunden worden sind. Neben dem Mammut kamen in der Mark auch Nashorn, Wildpferd, Urwisent, Elch, Riesenhirsch, Wolf, Rentier, Höhlenbär, ja sogar der Höhlenlöwe vor.¹⁾

Ist nun der Mensch auch in der Mark der Zeitgenosse dieser Diluvialtierwelt gewesen? Hat er auch hier das Mammut und den Höhlenbären gejagt?

Mit dem Mammutmenschen von Rixdorf war es nichts.²⁾ Das in der Nähe von Mammutfnochen gefundene Skelett erwies sich als jünger, trotzdem es in scheinbar „ungestörten“ quartären Schichten lag. Überreste des Diluvialmenschen selbst besitzen wir aus der Mark also nicht. Auch die Spuren seiner Werkfähigkeit sind noch wenig zahlreich und vielfach noch recht unsicher; zu ihnen darf man eine Reihe roh zugeschlagener Feuersteine rechnen, die in der Umgegend von Berlin, bei Eberswalde und vereinzelt auch in anderen Gegenden der Mark beobachtet worden sind. Die angeschnittenen Geweih- oder Knochenteile des Rentieres und des Rothirsches, des Mammuts und anderer großer Säugetiere lassen allerdings vermuten, daß der Mensch während der Zwischeneiszeiten in der Tat in der Mark gelebt hat.³⁾

Am sichersten scheint eine aus dem Geweih des Rothirsches hergestellte, im Märkischen Museum der Stadt Berlin aufbewahrte Hacke für den märkischen Diluvialmenschen zu zeugen (Taf. I, 1 u. 2). Diese durchlochte Hacke macht den Eindruck einer Versteinerung und zugleich den eines im Schmelzwasser des Gletschereises glatt abgerollten Geschiebes. Da sie bei Prenzlau in einer Kiesgrube gefunden wurde, so läßt sich gegen ihre Herkunft aus dem Diluvium schwerlich etwas sagen.⁴⁾

¹⁾ K. Eckstein: Landeskunde der Prov. Brandenburg, I, S. 388 ff. — E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt VII, S. 130.

²⁾ E. Friedel: Brandenburgia, Monatsblatt IV, S. 162 ff.

³⁾ P. G. Krause: Spuren menschlicher Tätigkeit in den interglazialen Schichten von Eberswalde. — Menzel: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 504 ff. — Eine Zusammenstellung der E. Friedelschen Arbeiten über dieses Gebiet: Brandenburgia, Archiv XII, S. 77. — Uehring: Zeitschr. f. Ethnol. 1895. Verhandl. S. 431. Neues Jahrbuch f. Mineralogie 1895 I, S. 1888. Naturwissensch. Wochenschr. (Potonic) 1895 S. 166.

⁴⁾ Diese Hirschhornhacke (Märk. Museum Kat. Nr. II 9035; Abb. Brandenburgia, Archiv X, Tafel III 1 und Monatsblatt XIII, S. 34, Lichtdrucktafel) hat in der Literatur bereits ihre Geschichte. E. Friedel gibt an [Brandenburgia, Archiv X, S. 38 f.], daß die Hacke nach der Bestimmung durch Uehring aus einer Reingeweihsstange hergestellt sei, vermutet selbst, daß sie vom grönländischen Ren (*Rangifer grönlandicus*) stamme und hält sie für diluvial. Nach

4. Der Übergang von der älteren zur jüngeren Steinzeit.

Durch den Rückzug der Gletscher seit dem Ende der letzten Vereisung des norddeutschen Tieflandes wurde auch die Mark nach und nach eisfrei. Langsam zogen die Gletschermassen über die Ostsee hinweg weiter und weiter nach Norden und wurden schließlich auf einen verhältnismäßig geringen Raum beschränkt. Der unmittelbar am Rande des zurückweichenden Eises liegende Sandgürtel war und blieb zunächst noch wüß, und die vom Eise her wehenden kalten und trockenen Ostwinde ließen kein Leben aufkommen. Je weiter das Eis abschmolz, um so weiter rückten von Süden her die anspruchslosen, dürrstigen Steppenpflanzen vor und mit ihnen die Steppentiere. Auf den breiten Steppengürtel aber folgte der Wald¹⁾ und in seinem Gefolge die ganze bei uns jetzt heimische Pflanzen- und Tierwelt. Schritt für Schritt drang auch der Mensch nach Norden vor, um das vom Eise befreite Gebiet zu besiedeln. Die Mark Brandenburg zeigt während der frühen Nacheiszeit daselbe Bild wie die benachbarten Ostseeländer, und die Betrachtung der heimischen Kultur ist von der Betrachtung Ost- und Westpreußens, Pommerns, Mecklenburgs, Schleswig-Holsteins, ja auch Dänemarks und Schwedens nicht gut zu trennen.

Die ältesten Spuren des Menschen aus der Nacheiszeit dürften wohl noch hinaufreichen in die Eismeerperiode der Ostsee, d. h. in diejenige Zeit, als die Ostsee noch ein Arm des nördlichen Eismeeres war und sowohl über Südschweden als auch Nordrußland hinweg mit dem Weltmeere in Verbindung stand. Nach einer in der damals stark salzhaltigen Ostsee häufig vorkommenden Muschel (*Voldia arctica*) bezeichnet man diese Periode auch als *Voldiazeit*.

Über den Menschen und seine Kultur während der *Voldia*-periode wissen wir noch nicht viel. Es ist nicht unmöglich, daß eine Reihe der kleinen, zierlichen Feuersteingeräte, wie wir sie nicht selten in großer Menge auf sogenannten Feuersteinschlagstätten finden, schon der frühen Nacheiszeit angehört,²⁾ sicher aber ist, daß wir nicht alle diese Hinterlassenschaften einer mikrolithischen Kultur ohne weiteres dem frühesten Neolithicum zuschreiben dürfen. Man kann vielmehr annehmen, daß z. B. die so überaus reichhaltigen

P. Reinecke „hat sie doch wohl nichts mit dem Glazial resp. Spätglazial zu tun; die Hacke dürfte frühneolithisch sein (nicht aus einer Rentierstange, sondern aus Hirschhorn)“. (Mainzer Zeitschr. III, S. 63, Anm. 10.) Kossinna (Mannus I, S. 23 f.) schreibt den „Sehkeil“ von Prenzlau der *Voldia*-zeit zu. Sarauw bezweifelte mir gegenüber ebenfalls, daß es eine Rentierhacke wäre und nach genauer Vergleichung mit Hirsch- und Rengeweißen des Märk. Museums mußte ich zustimmen. Um aber sicher zu gehen, wurde Prof. Matschie vom Museum für Naturkunde in Berlin um ein Gutachten gebeten. Prof. Matschie ist der Ansicht, daß die Hacke sicher nicht vom Ren stamme, wahrscheinlich aber vom Rothirsch. Privatdozent Dr. Hiltzheimer-Stuttgart erklärte ebenfalls, daß die Hacke aus Hirschgeweih gefertigt ist.

¹⁾ J. Solger: Vortrag in der Berliner Zweiggesellschaft der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte. 18. Nov. 1909. — Mannus II, 1910, S. 285 ff.

²⁾ G. Kossinna: Mannus I, 1909, S. 25. — Die Geologen haben bisher zweifelloste Zeugnisse der *Voldia*-zeit weder in Pommern noch in Brandenburg nachgewiesen. Vgl. hierzu Menzel: Zeitschr. f. Ethnol. 1911. Wenn alle „Feuersteinschlagstätten“ mit ihrer mikrolithischen Kultur der frühesten neolithischen Zeit angehören, so muß der Boden, auf dem oder in dem sie gefunden werden, wenn nicht älter, mindestens altalluvialen Ursprunges sein. Dafür liegen aber noch keine Beobachtungen vor.

Schlagstätten von Schmöckwitz, Kreis Teltow, und Cladow, Kreis Osthavelland, auch noch in späterer Zeit benutzt wurden.

Auf diesen steinzeitlichen Werkstätten findet man unter zahllosen Feuerfeinspänen, die beim Absprengen vom Kernstein (Nucleus) als Abfall auf der Arbeitsstelle liegen geblieben sind, neben den Kernsteinen selbst alle möglichen Feuersteingeräte, meist so klein, daß sie nur in einer Holzfassung zu gebrauchen sind. Zu ihnen gehören haarscharfe Messer, feinspitziige Bohrer, winzige Pfeilspitzen und Schaber zum Bearbeiten der Tierhäute und zum Glätten der Holzgeräte. Bei weitem größer und weniger zierlich zugeschlagen sind Feuersteingeräte, die wir von Kalbe an der Milde in der Uckermark kennen. Neuerdings ist auf dieser Fundstätte auch eine querschneidige Pfeilspitze gefunden worden.¹⁾

Landhebungen im Nordosten und im Westen verwandelten die Ostsee in einen Süßwasserbinnensee. Jütland stand durch eine Landbrücke mit Skandinavien in Verbindung. Nach einer damals in der Ostsee massenhaft vorkommenden Schnecke (*Ancylus fluviatilis*) bezeichnet man die Periode als *Ancyluszeit*.²⁾ Das Eis hatte sich bereits weit nach Norden hin zurückgezogen. Das Klima wurde milder und milder. Der Wald drang bis an die Küste vor. Während der Frühzeit herrschten in seinem Gebiete, wenigstens in Dänemark,³⁾ wahrscheinlich auch im übrigen Ostseegebiet, neben der Kiefer noch Birke und Espe vor, die dann von der Kiefer mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Das Rentier war aus Norddeutschland verschwunden. Die Jagdtiere der *Ancyluszeit* sind Elch, Urstier, Hirsch, Reh und Wildschwein.

In der Nähe eines Fließes, das sein Wasser in die Havel ergießt, fand man bei *FerneWerder* im Kreise Westhavelland⁴⁾ 24 Wildgruben, die in drei bogenförmigen Reihen so angeordnet waren, daß die Gruben der hinteren Reihe immer hinter den

¹⁾ Kupka: Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 202 ff. — Prähist. Zeitschr. 1910, II, S. 50, Anm. — G. Kossinna (Mannus I, 1909, S. 27). — Zum Unterschiede von der mikrolithischen Kultur bezeichnet man die hier in Betracht kommenden Geräte als makrolithisch (*μικρός* = klein, *μακρός* = groß).

²⁾ Unsere Anschauungen über die Kultur der *Ancyluszeit* gründen sich zum größten Teil auf Sarauws ausgezeichnete Untersuchung des großen Moors von Mullerup. (Sarauw: *En stenalders boplads i Maglemose ved Mullerup*. Aarbøger for nord. Oldkyndighed og Historie. 1903, S. 148 ff.) Prähistor. Zeitschr. III, 1911 S. 52 ff. — Vgl. dazu: P. Reinecke: Zur Kenntnis der frühneolithischen Zeit in Deutschland. Mainzer Zeitschr. III, S. 44 ff. — G. Kossinna: Mannus I S. 28 ff. — R. Beth, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. 1910, S. 8—12. — A. W. Brögger: Prähistor. Zeitschr. 1910, II, S. 40. — Daß ein großer Teil der im Havellande gefundenen Horn- und Knochengерäte einer sehr frühen Periode angehört, ist, wenn auch nicht gewiß, so doch mindestens sehr wahrscheinlich. Dafür sprechen neben den typologischen Gründen auch die wenigen Beobachtungen, die bisher über die Lagerung der in Frage stehenden Altertümer gemacht worden sind. Sicher ist aber, daß einzelne dieser Knochengерäte noch in weit späterer Zeit vorkommen. Mit dieser Einschränkung behandle ich die Horn- und Knochengерäte hier im Zusammenhang. Materialuntersuchungen und genaueste Beobachtung der Lagerung der Geräte sind dringend notwendig.

³⁾ Joh. Hoops: Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Straßburg 1905, S. 22 ff.

⁴⁾ E. Krause: Nachrichten über deutsche Altertumsfunde. 1902, S. 28 ff. Daher Abb. 159 bis 167.

Lücken der vorderen lagen (Abb. 159—168). Die Gruben, bis zu 3 m Tiefe durch den Torf noch in den darunter liegenden Ton eingeschnitten, hatten einen Durchmesser von etwa 2 m. Sie waren beim Auffinden mit Torf gefüllt und von einer jüngeren Humusschicht überdeckt. Am Boden der Gruben lagen kleinere und größere Steine, unter ihnen auch ein Schlagstein mit deutlichen Benutzungsspuren. Wenn das Wild die mit Reisig bedeckten Gruben passierte, stürzte es in eine der gegrabenen fallen und wurde dann mit Steinwürfen betäubt und getötet. Außer den Steinen fanden sich in den Gruben noch spindelförmige Speerspitzen und Harpunen aus Elchgeweih vor (Abb. 162—165). Die Harpunen sind flach und haben an einer Seite einen oder zwei Widerhaken. Der Zweck der Geräte, die aus der Schaufel des Elchs gefertigt sind, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls sind sie lange Zeit hindurch in Gebrauch gewesen, wofür die Abnutzungsspuren einen sicheren Beweis liefern (Abb. 161). Ein

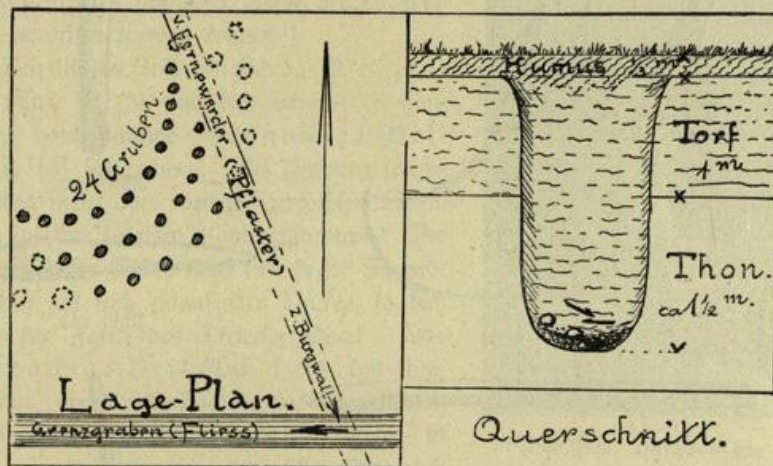


Abb. 159.

Abb. 160.

kleines Kunstwerk in seiner Art ist das an einem Ende durchbohrte falzbeinartige Gerät, das man heute als Fischschuppenmesser oder auch als Löser beim Abhäuten der Tiere betrachtet; früher hielt man ähnliche Werkzeuge für Saumglätter. Es ist mit vier Reihen tief eingeritzter Verzierungen geschmückt (Abb. 166).

In der Nähe der Wildgruben wurde ein Angelhaken aus Elchgeweih gefunden, der noch keinen Widerhaken hat. Die Gruben von fernewerder geben uns ein einigermaßen klares Bild von der Kultur der Jäger, die sie angelegt haben. Der Mensch saß damals schon in festen Siedlungen und lebte von der Jagd und vom Fischfang. Er schweifte nicht dauernd umher. Die mühsame Anlage der Wildgruben ist nur denkbar, wenn der Mensch sich wenigstens längere Zeit hindurch an demselben Orte aufhält.

Als Waffen gebrauchte man während der Ancycluszeit außer den Speerspitzen aus Elchgeweih auch scharfspitzige Dolche aus der Elle des Urstieres oder anderer großer Säugetiere (Taf. I, 9) und verschiedene Formen von Äxten und Hämmern. Für die Art wurde

zumeist das Geweih des Edelhirsches verwendet. Die Hirschgeweihärte sind häufig durchbohrt. Das Schaftloch liegt bei einigen unmittelbar unter der Rose, bei anderen an einem Seitenast. Die Schneide ist meist schräg geschnitten. Zuweilen haben die Äste eine gerade Schneide. Häufig ist dann ein Feuersteinbeil eingefittet worden. Diese Äste wurden sicher als Waffen gebraucht. Die „Hirschgeweihärte“ ohne Schaftloch mögen als Segfeile zum Spalten des Holzes verwendet worden sein. Gewisse Typen, die ihrer Durchbohrung

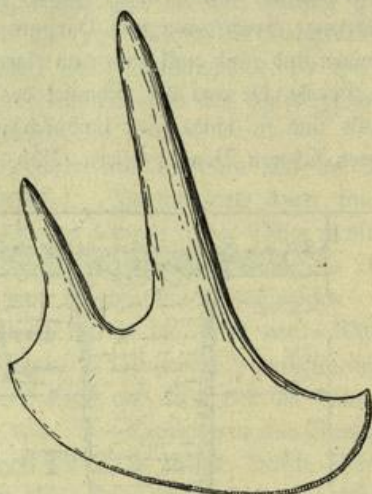


Abb. 161.



Abb. 162.

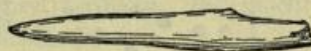


Abb. 163.



Abb. 164.



Abb. 165.

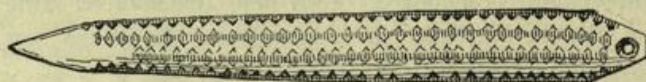


Abb. 166.



Abb. 167.

nach nur senkrecht zum Stiel geschäftet worden sind, konnten nur als Hacken Verwendung finden. Sie sind meist auch schräg durchbohrt und an der Schneide stark abgenutzt. In diesen Werkzeugen hätten wir also schon aus frühester Zeit Zeugen eines recht einfachen Ackerbaues, des Hackbaues.¹⁾ Hirschgeweihhacken sind übrigens noch viel später benutzt worden (Abb. 168).

¹⁾ Ed. Hahn: *Alter der wirtschaftlichen Kultur*. Heidelberg 1905 S. 23 ff. — Derselbe: *Entstehung der wirtschaftlichen Arbeit*. 1908, S. 64 ff. — Derselbe: *Entstehung der Pflugkultur*. 1909, S. 9 ff.

Zu den Gebrauchsgegenständen aller Knochenkulturen, also auch der *Uncyluskultur*, gehören außerdem Knochenadeln und Knochenpfieme zum Durchbohren und Zusammennähen der Kleidungsstücke aus Tierhäuten.

Infolge erheblicher Senkungen im Küstengebiet der Ostsee kam das Binnengewässer wieder in Verbindung mit dem Meere. Die Landbrücke zwischen Jütland und Schweden wurde durchbrochen, und es entstand das nach einer häufig auftretenden Schnecke (*Litorina litorea*) benannte Eitorinameer. Der Kultur der Eitorinazeit gehören die älteren, dänischen Muschelhaufen an. So reich aber die Funde namentlich an der dänischen Küste sind, in der Provinz Brandenburg fehlt die Eitorinakultur fast ganz. Als gleichzeitige oder etwas spätere Zeugen haben wir eine Reihe von Steinbeilen anzusehen, die tatsächlich nur als schwacher Ersatz der Eitorinakultur betrachtet werden können.¹⁾

Den ältesten Beiltypen sind das Walzenbeil (Taf. I, 13) und das beinahe in ganz Europa vorkommende spitznackige Beil (Taf. I, 14) zuzurechnen. Bei letzterem treffen die beiden mehr oder weniger gewölbten Seitenflächen in einer scharfen Kante zusammen. Der Grundriß dieses Beiles zeigt eine breite Schneide und einen fast spitz zulaufenden Nacken, so daß er sich der Form des Dreiecks nähert. Das breitnackige Beil (Taf. I, 15) hat ebenfalls nur zwei Seitenflächen, die in scharfen Kanten zusammenstoßen; nur der Nacken ist breiter. Nach und nach entwickeln sich auch die Schmalseiten. Das dünnnackige Beil ist bereits vierseitig. Der Nacken ist immer noch dünn; bald wird er dicker, und so entsteht das dicknackige Beil (Taf. I, 15), das entweder mit gewölbten Flächen symmetrisch gebaut als Geradbeil oder unsymmetrisch mit flacheren Breitseiten als Querbeil oder Hacke verwendet wird. Die letzten Typen beherrschen die jüngere Steinzeit; sie werden besonders in den mächtigen Riesensteingräbern gefunden.²⁾ Im Gegensatz zu den Steinbeilen der älteren Steinzeit, die nur behauen wurden, sind die der jüngeren fast immer auch geschliffen worden.



Abb. 168. Hirschhornärzte. ¹/₄.
Links: Schaftloch an der Ansatzstelle einer Seitenprosse. Hermsdorf, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 5512. Rechts oben: Schaftloch unter der Rose. Marienwerder, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 23360. Rechts unten: Zehdenick, Kr. Templin. Märk. Mus. II. 12191.

¹⁾ Kossinna: Mannus I, S. 36; II, 316.

²⁾ Unter Riesensteingräbern verstehe ich nicht etwa Gräber, in denen „Riesen“ begraben liegen, sondern Gräber, aus Steinen von meist riesenhafter Größe gebaut. Die zahlreichen Skelette aus der jüngeren Steinzeit beweisen, daß die Steinzeitmenschen nicht größer oder stärker waren als die heutigen Bewohner der Mark. Vielleicht läßt sich der Ausdruck „Riesensteingräber“ für das fremde Wort „Megalithgräber“ einbürgern (*meγas* = groß, *νιός* = neu, jung).

B. Die jüngere Steinzeit.

I. Die Riesensteingräber (Megalithgräber).

Der Blüteperiode der jüngeren Steinzeit sind die großen, aus mächtigen Findlingsblöcken erbauten Steingräber eigenkümlich. Wohl kaum ist je ein Mensch an diesen ehrwürdigen Zeugen der Vorzeit gedankenlos vorübergegangen. In überraschend großer Zahl haben sie etwa fünf Jahrtausende überdauert. Unverstand und Pietätlosigkeit haben an den Denkmälern viel gesündigt, und namentlich im abgelaufenen Jahrhundert wurden die Steine der zerstörten Gräber vielfach zu Chausseebauten verwendet. In Kirchen,

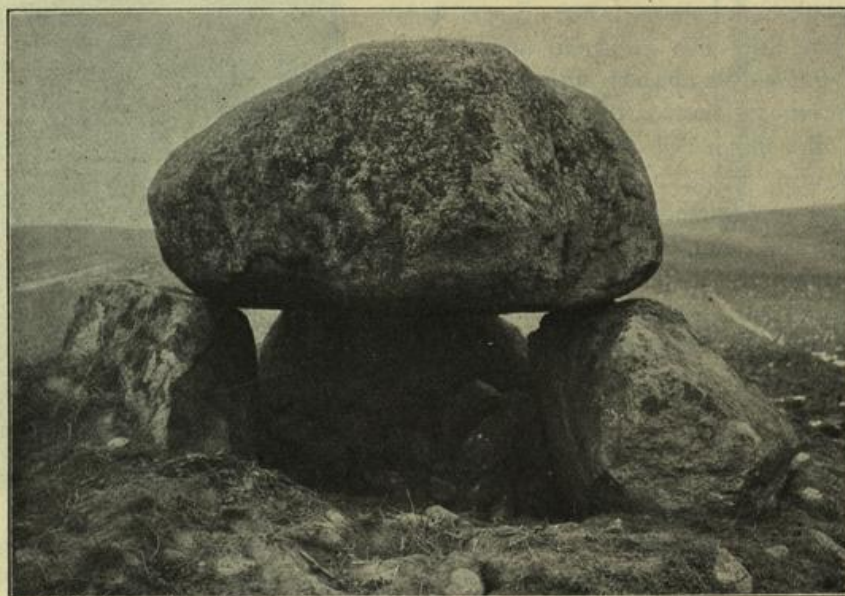


Abb. 169. Dolmen von Neuenfeld, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber“.

Schulen und Bauernhäuser hat man das kostbare Material mit hineingebaut, bis endlich der Willkür Halt geboten wurde und die Regierung die großen Steingräber unter ihren Schutz stellte. In der Mark finden sie sich fast ausschließlich im Norden, namentlich in der Uckermark.¹⁾ Die an Megalithgräbern reichsten Gebiete Deutschlands sind Mecklenburg, Schleswig-Holstein, die Altmark²⁾, Hannover und vor allem Oldenburg; auch Dänemark und Schweden haben um diese Zeit ungefähr dieselbe Kultur.

Unter den großen Steinzeitgräbern lassen sich verschiedene Typen unterscheiden, die

¹⁾ Im Süden z. B. bei Löwenbruch, Kr. Teltow (Brandenburgia, Monatsbl. II, 165 ff.); bei Tempelberg, Kr. Lebus (Zeitschr. f. Ethnol. 1872 [S. 213], 1877 [S. 277]; Katal. der prähist. Ausstellung 1880, S. 105 ff.); Kl.-Rietz, Kr. Beeskow-Storkow (Zeitschr. f. Ethnol. 1892 [S. 142]).

²⁾ Die Altmark, das Stammland der Mark Brandenburg, gehört jetzt zur Provinz Sachsen und wird hier nur dann berücksichtigt, wenn einzelne Funde Lücken in unserer Kenntnis der übrigen Landschaften auszufüllen vermögen.

zugleich für die Chronologie von größter Bedeutung sind. Als die ältesten Steingräber haben sich die Dolmen (Abb. 169) erwiesen. Auf einigen (3, 4 oder mehr) Wandsteinen ruht ein mächtiger Deckstein, der oft zugleich als Opferstein gedient haben mag.¹⁾ Die Dolmen stehen meist frei und weithin sichtbar auf Anhöhen. Sie waren früher wohl mehr mit Erde bedeckt, als sie es heute sind. — Nach und nach änderte sich die Form dieser Gräber. Die Kammer wurde größer und diente dann stets als Massenbegräbnisstätte. Sie ist nun mindestens von zwei sehr großen Steinen bedeckt. Um für die zuletzt Verstorbenen Platz zu schaffen, wurden die Knochenreste früherer Leichname in einen Winkel zusammengeworfen. Die Steinkammer liegt immerhalb eines großen Rechtecks von gewaltigen Steinblöcken, deren größte als „Wächter“ an den Ecken stehen. Diesen Typus der Riesensteingräber bezeichnet man als „Hünenbetten“. Eines der schönsten ist das von Mellen in der Prignitz (Abb. siehe „Landeskunde“ Bd. III, S. 168). Im Gegensatz zu den Dolmen, die heute frei stehen, und auch zu den Kammern der Hünenbetten, die zwar tief eingegraben sind, deren Decksteine aber über den Boden emporragen, sind die jüngsten Steinzeitgräber, größere Steinplattenkammern und kleinere Steinkisten, vollkommen unterirdisch.

Die Seitenwände des neolithischen Grabes von Strega²⁾ bestanden aus Steinen, die nach Art einer Mauer in drei Schichten übereinandergepackt waren. Als Decke dienten vier bis fünf größere Blöcke mit glatter Oberfläche. Das Grab enthielt ein gestrecktes Skelett und ein Gefäß mit Schnurverzierung.

Während der jüngeren Steinzeit wurden die Leichen auch in der Mark in der Regel nicht verbrannt, sondern bestattet. Der Glaube an ein Leben nach dem Tode muß bereits ganz allgemein verbreitet gewesen sein; im anderen Falle hätte es keinen Sinn gehabt, den Toten so würdige Wohnungen zu bauen und ihnen allerlei Beigaben ins Grab zu legen. Augenscheinlich machte der fromme Glaube die Unsterblichkeit der Seele von der möglichst sorgsamsten Erhaltung des Körpers abhängig, wenn auch die Furcht vor etwaiger Wiederkehr der Verstorbenen ebenfalls Ursache gewesen sein mag, über den Begrabenen so gewaltige Steine aufzurichten.

Die Skelette liegen in Steinzeitgräbern fast immer in Hockerstellung. Die Hockerbestattung (Abb. 170 u. 171) war während der Steinzeit weit verbreitet.

¹⁾ W. Pastor: Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 168. — Derselbe: Aus german. Urzeit. Berlin 1907, S. 101 ff. — Derselbe: Altgermanische Monumentalkunst. Leipzig 1910.

²⁾ Das neolithische Grab bei Strega, Kr. Guben, und die übrigen steinzeitl. Funde der Niederlausitz. Niederl. Mitt. VI, S. 51 ff.

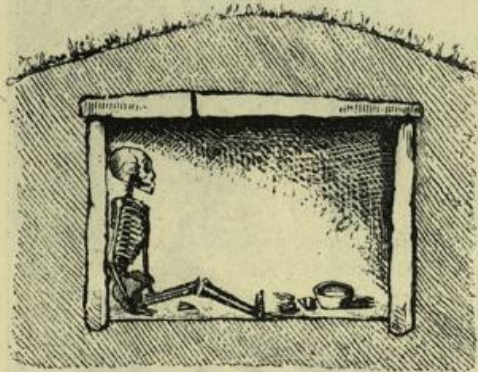


Abb. 170. Steinkiste mit sitzendem Hocker. Suchow, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber“.



Abb. 171. Liegender Hocker von Bröllin, Kr. Prenzlau. Aus Schumann: „Steinzeitgräber“.

Auch in Ägypten und Südeuropa wurde sie geübt. Die Lage der Skelette dürfte nur dadurch zu erklären sein, daß man den Leichnam mit angezogenen Oberschenkeln in Tierhäute nähte oder mit Binden umwand und so beisetzte. Vielleicht war auch hier Gespensterfurcht mit im Spiele. Gar nicht selten finden sich in Steinzeitgräbern Schädel mit einem Loch, dessen verwachsene Ränder beweisen, daß dem hier Begrabenen zu Lebzeiten ein Stück des Schädeldaches — mit Feuersteinmessern — herausgenommen war, und daß er diese Operation glücklich überstanden hatte.

Brandspuren in unmittelbarer Nähe der Gräber oder in den Gräbern selbst deuten auf Opfer, also auch auf Toten- und Ahnenkult hin. Vielleicht gehören zu diesem Brauche auch die häufig gefundenen Schalen- oder Näpfchensteine, über deren Natur und Bedeutung man aber noch nicht ganz im Klaren ist.

Neben den großen Steingräbern kommen während der jüngeren Steinzeit auch Flachgräbern mit und ohne Steinschutz vor. Vereinzelt tritt sogar, namentlich in der Uckermark, schon der Leichenbrand auf.¹⁾

2. Die Keramik der Riesengräberzeit.²⁾

Die Tongefäße sind für die Beurteilung der Kultur eines Landes in einem bestimmten Zeitalter von größter Wichtigkeit. Da sie, wohl erhalten oder zerbrochen, stets in großer Zahl auftreten, geben sie uns Gelegenheit zu vielfachen Beobachtungen. Aus einem Funde lassen sich nie sichere Schlüsse ziehen; aus vielen Funden schon mit großer Wahrscheinlichkeit, und je größer die Zahl der beobachteten Fundumstände ist, um so

¹⁾ Schon H. Schumann: Die Steinzeitgräber der Uckermark. Prenzlau 1904. P. Kupka: Prähistor. Zeitschr. II 1910/11 S. 340.

²⁾ Vgl. K. Brunner: Steinzeitliche Keramik der Provinz Brandenburg. Archiv für Anthropologie XXV, 3. Heft. Braunschweig 1898.

mehr verdichtet sich die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit. Die Tongefäße haben aber noch eine andere Bedeutung. Bei Altertümern aus Stein oder Metall müssen wir, wenn nicht andere Gründe dagegen sprechen, damit rechnen, daß sie durch den Handel aus fernen Ländern herübergebracht sein können. Die leicht zerbrechlichen Tongefäße sind beinahe immer einheimisch. Sie sind aber auch, ebenfalls wegen ihrer Zerbrechlichkeit, nur kurze Zeit im Gebrauch gewesen. Einheimische Fabrikate, die in großer Menge vorkommen und nur kurze Zeit Verwendung finden konnten, sind aber der beste Gradmesser für die Kultur eines Landes in eng begrenzter Zeit (Abb. 172—176).

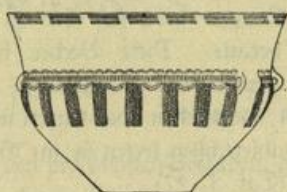


Abb. 172. Trichterrandschale von Saßforn, Kr. Osthavelland. $\frac{1}{6}$.

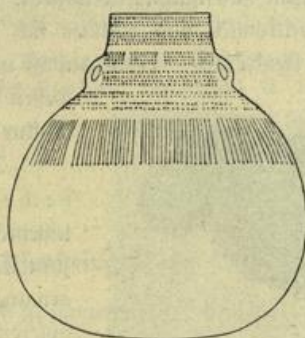


Abb. 173. Kugelamphore von Müßlitz, Kr. Westhavelland. Mit Kreuzstich verziert. $\frac{1}{6}$.

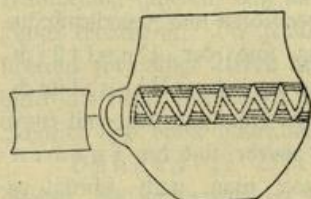


Abb. 174. Steinzeitgefäß mit sehr breitem Henkel und Furchenstichverzierung. Müßlitz, Kr. Westhavelland. $\frac{1}{6}$.

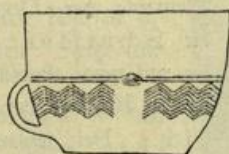


Abb. 175. Einhenkliche Tasse mit Zapfen und Furchenstich. Müßlitz. $\frac{1}{6}$.

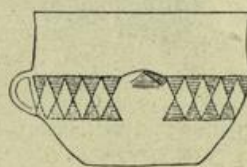


Abb. 176. Einhenkliche Tasse mit Zapfen und Furchenstichverzierung. Müßlitz. $\frac{1}{6}$.

Die Steinzeitgefäße der Mark sind meist aus gut geschlemmtem Ton gefertigt, der aber, namentlich bei Kochtöpfen, mit Quarzstückchen untermischt ist. Die Gefäße wurden ohne jede mechanische Vorrichtung in freier Hand geformt. Die Oberfläche ist nicht selten schön geglättet. Die Ornamente drückte man in den frischen Ton ein. Hierauf ließ man das Gefäß trocknen und setzte es dann einem nicht allzu starken Feuer aus. In einzelnen Fällen wurden die tief eingerissenen Verzierungen mit weißer Masse ausgelegt, so daß die Ornamente recht deutlich hervortraten. Die Wände der Gefäße sind verhältnismäßig dünn, selten dick, was auf gute Fertigkeit im Töpferhandwerk schließen läßt. Neben großen urnenförmigen Schalen mit weiter, trichterartiger Öffnung kommen hohe Töpfe vor; beide sind häufig anstatt der Henkel mit Schmiröfen versehen.

Eine recht eigenartige Gruppe der Steinzeitgefäße sind die Kugelampforen (Abb. 173). Die ältesten haben noch einen scharf abgesetzten Hals; die jüngeren zeigen weichere Formen, und die jüngsten sind schon beinahe birnen- oder eiförmig. Die Kugelampforen sind Vertreter eines festumgrenzten Kulturkreises. Ihre Entwicklung und Verbreitung hat stets die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen und ist zur Lösung ethnologischer Probleme herangezogen worden.¹⁾

Eine zweite, ebenfalls scharf umrissene Gruppe von Gefäßen ist die des Bernburger Typus (Abb. 174—176), der seinen Namen nach der Gegend trägt, in der er am reinsten und häufigsten auftritt. Die Gefäße des Bernburger Typus sind nicht selten doppelkonisch und zeichnen sich häufig durch einen breiten, nahe dem Boden angesetzten Henkel aus. Naturgemäß werden sie am zahlreichsten im Westen und Südwesten der Mark gefunden. Begleiterscheinungen dieser Kultur sind Beile aus Widaer Schiefer.

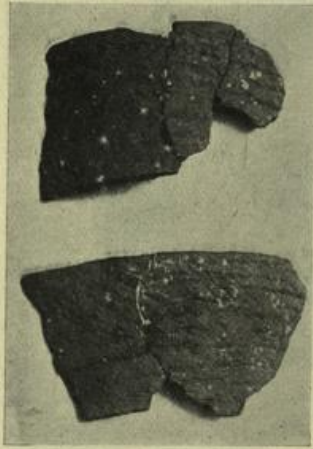


Abb. 177. Gefäßreste mit Schnurverzierung. Angermünde. Märk. Mus. II. 9553. $\frac{1}{2}$.

Als dritte Gruppe hebt sich der Zapfenbecher deutlich heraus. Diese Becher haben oft leistenförmige oder zapfenartige Vorsprünge. Sie sind zum Teil unverziert; nicht selten aber tragen sie Schnurornamente. Am zahlreichsten treten sie im Gebiete der unteren Oder auf (Taf. I, 27).

Die Verzierungen sind auf Steinzeitgefäßen immer tief und scharf eingedrückt oder eingeschnitten. Zur Herstellung der Verzierung dienten Stäbchen aus Holz oder Knochen, Halme, Vogelfedern und Feuersteinspäne. Elemente der Verzierung sind der Punktstich, die Schnittverzierung, der Ringelstich, der mit vorn abgeschchnittener Federspule oder mit einem hohlen Knochen hergestellt wurde, und der Furchenstich. Bei letzterem zog man nach schräg gerichteten Einstich das Werkzeug im Ton zurück.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Einstich entsteht auf diese Weise ein flacher Kanal. Besonders zugerichtete stempelartige Werkzeuge müssen den Bogen-, den Winkel- und den Kreuzstich hervorgebracht haben (Taf. I, 34). Als ganz besonders eigenartiges Ornament tritt die Schnurverzierung (Abb. 177) auf. Eine nach rechts gedrehte Schnur wurde um das Gefäß gelegt und dann in den weichen Ton eingedrückt.

Aus den eben aufgezählten Elementen setzen sich beinahe alle Muster der Steinzeitkeramik zusammen. Wagerechte, senkrechte oder schräge Strich- und Einiengruppen, Kreise und Punkte, zu Gruppen vereinigt, der Punkt oder der Kreis am Ende der Linie, der Winkelstich, mehrfach zu schuppenartigen Dreiecken zusammengestellt, Zick-

¹⁾ Kossinna: Der Ursprung der Urfinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach Osten. *Mannus* I u. II, 1909 u. 1910. — P. Höfer: Über Kugelampforen. *Jahreschrift f. d. sächs.-thür. Länder*. X, 1911, S. 21 ff.

zackbänder und schraffierte Dreiecke findet man auf den Tongefäßen der Steinzeit in jeder möglichen Stellung und Lage.



Abb. 178. Steinzeitgefäß, mit Stiche-
reihen verziert. Kl. Rietz, Kr. Beeskow-
Storkow. Stand mit den Gefäßen
Abb. 179 in einer Steinkiste. Märk.
Mus. II. 17762. $\frac{1}{6}$.



Abb. 179. Gefäße aus der Steinkiste von Kl. Rietz,
Kr. Beeskow-Storkow. Märk. Mus. II. 7051/3 u. 36.
 $\frac{1}{6}$.

3. Beigaben aus den Riesensteingräbern.

Zu den prächtigsten Beigaben, die namentlich in jüngeren Riesensteingräbern gefunden werden, gehören Lanzenspitzen, Dolche und Pfeilspitzen aus Feuerstein (Taf. I, 24, 25, 31—33, 20, 21). Sie alle sind fast nie geschliffen worden. Durch geschickte Schläge hat man dem Feuerstein eine so feine Mäuschelung gegeben, daß nicht nur der praktische Zweck erreicht ist. Die gefällige Form und die so überaus sorgfältige Arbeit lassen diese Waffen zugleich als kleine Kunstwerke erscheinen. Spitze und Schneide sind dabei haarscharf.

Dünnaekige Beile kommen in den ältesten Riesensteingräbern, den Dolmen, dicknackige erst seit der Zeit der Hünenbetten vor. Neben diesen meist aus Feuerstein gefertigten Beilen und den ebenfalls aus Feuerstein hergestellten dünn- und dicknackigen Meißeln gibt es eine große Menge von Beilen, die aus weicherem Gestein gearbeitet sind, unter ihnen Arthämmer mit Absätzen oder mit Rillen zum Befestigen des Schaftes (Taf. I, 28 u. 29). Der Kultur der Schmirkeramik sind schöne fazettierte Beile eigen, die man zuweilen durchbohrte (Taf. I, 35 u. 36). Mehr im südlichen Teile der Mark finden sich nicht selten hobelartige Schuhleistenbeile, die ebenso wie flache Hacken Begleiterscheinungen der „Donaufkultur“ oder „Bandkeramik“¹⁾ (Taf. I, 37 u. 38) sind, und wohl als Handelsartikel in die Mark gebracht wurden.

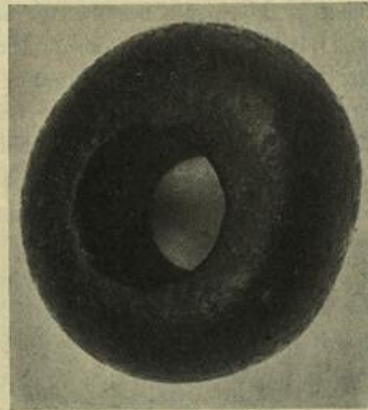


Abb. 180. Keulenkopf. Königsberg Nm.
Sammlung Dr. Hindenburg, Großbeeren.
 $\frac{1}{2}$.

¹⁾ P. Kupka: Prähistor. Zeitschr. II 1910/11 S. 340.

Fast auf allen steinzeitlichen Fundplätzen treten prismatische Feuersteinmesser mit scharfer Schneide in jeder Größe auf. Sie sind mit einem Schlage von dem ebenfalls oft gefundenen Kernstein (Nucleus) abgesplittert worden. Messer (Abb. 182) und Sägen (Taf. I, 46) bedurften unbedingt der Holz- oder Hornfassung. Keulenköpfe (Abb. 180) werden bei Naturvölkern ja heute noch verwendet. — Der Sinn des Menschen für Schmuck ist sehr alt, so alt vielleicht wie der Mensch selbst. Bei Grünow, Kreis Prenzlau, fand man ein Skelett, um dessen Arme je ein schwerer Ring aus Kalkstein gelegt war (Taf. I, 40). Muscheln wurden durchlocht und als Schmuck getragen (Taf. I, 46). Am beliebtesten war wohl der Bernstein. Das Märkische Museum besitzt eine im Torfmoor gefundene Bernsteinperle (Taf. I, 47), die in der Mitte durchbohrt ist und an einem Bande um den Hals getragen wurde. Der Streifen, den das Band verdeckte, ist heute noch heller als die übrigen Teile des Stückes. Sonderbarerweise ist der Bernstein in märkischen Steinzeitgräbern im allgemeinen seltener beobachtet worden als anderswo.¹⁾ Häufiger fand man durchbohrte Tierzähne, die, auf einer Schnur zu Ketten aneinandergereiht, ebenfalls als Halschmuck dienten und gewiß oftmals zugleich Trophäen aus Kämpfen mit wilden Tieren darstellten.

4. Die Kultur der Riesengräberzeit.

Während der Riesengräberzeit treiben die Bewohner der Mark bereits Ackerbau und Viehzucht. Neben dem Hunde züchten sie schon das Schwein, das Rind, die Ziege und das Schaf, also beinahe alle unsere größeren Haustiere. Schon die Hirschgeweihe weisen ja auf die Anfänge des Ackerbaues hin; in der Riesengräberzeit tritt zur Hirschhornhacke die Steinhacke. Aber auch Pflüge (Taf. I, 45) sind uns aus jener Zeit bekannt. Als solche hat man wenigstens, und wahrscheinlich mit vollem Recht, die großen, seitlich durchbohrten, am hinteren Ende stets unsymmetrisch gebauten Steinkeile angesehen. Ein Pflug aus Eichenholz wurde zusammen mit Steinbeilen bei Dabergoß, Kreis Ruppin, gefunden.²⁾ Sichere Beweise für den Ackerbau der Steinzeit liefern die trog- oder fesselförmigen Mahlsteine oder Kornquetscher, in denen man das Getreide mit einem Reibestein zermahlte. Diese älteste Art der Kornmühlen, die in Afrika bei Völkern mit primitiver Kultur heute noch in Gebrauch ist, benutzte man bei uns bis in die historische Zeit hinein. Der schlagendste Beweis für den Getreidebau ist aber das Vorkommen der Getreidekörner selbst. Beim Anfertigen der Tongefäße gerieten Getreidekörner nicht selten zufällig in den weichen Ton, wurden mit dem Gefäß gebrannt und finden sich nun in der Wand des Steinzeitgefäßes entweder verkohlt, oder sie haben noch häufiger Abdrücke hinterlassen, an denen man heute die Art des Getreides genau feststellen kann. So wissen wir, namentlich aus dänischen Funden, daß in Nordeuropa während der jüngeren Steinzeit bereits Weizen, Gerste und Hirse angebaut wurden.

¹⁾ Ein mit Bernstein überaus reich ausgestattetes Grab fand neuerdings Herr Pfarrer Schulze-Fahrenwalde bei Calzig, Kr. Jülichau. Der Inhalt dieses Grabes befindet sich jetzt im Märk. Museum.

²⁾ Ruppiner Prgr. 1891/92.

Die Viehzüchter und Ackerbauer der Steinzeit waren auch geschickte Handwerker. Das Durchbohren der Steinbeile wurde mit einem hohlen Knochen oder einem Stabe bewirkt, den man auf den Steinhammer stützte und mittels der Sehne eines hin und her gezogenen siederbogenähnlichen Werkzeuges in Drehung versetzte. Wasser und Sand halfen bei der Arbeit, und so entstand durch Hohlbohrung, bei welcher der stehen gebliebene Zapfen schließlich herausfiel, oder durch Vollbohrung ein konisches oder doppeltkonisches Bohrloch, je nachdem die Bohrung von einer Seite oder von beiden Seiten ausgeführt wurde (Taf. I, 41—44).

Selbst die Anfänge der *Astronomie* gehen bis in die Steinzeit zurück. Leider fehlen in der Mark die nötigen Beobachtungen aus der Zeit, als noch viele Denkmäler der Riesengräberkultur vorhanden waren. In anderen nordischen Ländern, namentlich in England und Frankreich, ist man ganz neuerdings zu der festgegründeten Überzeugung gekommen, daß die Steinsetzungen aus neolithischer Zeit Uranfänge des Kalenders sind und Sonnenauf- und -untergang zur Sonnenwende und zur Tag- und Nachtgleiche andeuten.¹⁾ Damit war die einfachste Einteilung des Jahres gegeben.

Die Mark gehört zum Gebiete der nordischen Steinzeitkultur. Diese Kultur ist im Norden, abgesehen natürlich von gewissen Beziehungen und Einflüssen, die in den verschiedenen Zeiten von Südwesten, von Süden und Südosten gekommen sind, durchaus bodenständig. Ja, die nordische Steinzeitkultur hat ihresgleichen nicht in der ganzen Welt, Ägypten allenfalls ausgenommen. In Ägypten wurde der Stein jedoch durch das Metall früher verdrängt als im Norden. So konnte sich die nordische Steinzeitkultur weiter ausleben und zu jener erstaunlichen Höhe entwickeln, die wir am Ende der Steinzeit und damit zugleich beim Beginn der Metallzeit bewundern. Die in den jüngsten Steinzeitgräbern auftretenden Lanzenspitzen sind wahre Kunstwerke und zeugen von einer ganz hervorragenden Geschicklichkeit in der Bearbeitung des spröden Feuersteinmaterials. Diese Technik wagte sich sogar an die Nachahmung gegossener Metallgeräte in Stein heran und leitet so langsam hinüber in die Bronzezeit.



Abb. 181. Feuersteinpan mit Schlagmarke (Schlagzwiebel) und Wellenlinien. Aus: S. Müller: Nord. Altertumskunde.



Abb. 182. Jühnsdorf Kr. Teltow. Feuersteinmesser und -splitter. Stg. Hindenburg, Großbeeren.

¹⁾ Devoir: Urzeitliche Astronomie in Westeuropa. *Mannus* I, 1909, S. 71 ff. — f. Solger: *Mannus* II, Heft 4, 1911, S. 286.

II. Die Bronzezeit.

A. Typologie und Chronologie.¹⁾

1. Der Übergang von der Stein- zur Bronzezeit.

Während der jüngeren Periode der Riesengräberzeit lernte man in Norddeutschland wie in ganz Nordeuropa das Kupfer kennen. In Steinplattenkammern und Steinkisten kommt es, meist als Schmuck, in Form von kleinen Röhrchen vor. Auch Spiralen, Angelhaken, Dolche und Pfeilspitzen aus Kupfer sind hier während der jüngsten Steinzeit bekannt. Das rötlich glänzende Metall hat sicher auf die Träger der Steinkultur große Anziehungskraft ausgeübt und wurde so ein beliebter Handelsartikel. Da es in der Mark damals ebensowenig Kupfergruben gab wie heute, so mußte das Metall eingeführt werden.²⁾ Bald kam man auch dazu, Werkzeuge und Waffen aus Kupfer zu gießen. Die einfachsten Kupferbeile haben große Ähnlichkeit mit Steinbeilen, nur sind sie meist flacher (Taf. II, 1). Nicht gar selten sind in dieser Zeit große Doppelärte (Abb. 183) aus Kupfer, deren Zweck nicht recht ersichtlich ist. Die Doppelart war ja noch in historischer Zeit das Attribut des Zeus, des Jupiter, des Thor. Zweifellos hat sie also auch symbolische Bedeutung. Waffen können diese Kupferärte mit den ganz kleinen Schaftlöchern kaum gewesen sein. Der dünne Schaft wäre beim ersten Hieb zerbrochen. Wahrscheinlicher ist es, daß die Doppelärte aufgereiht und als Kupferbarren, Rohkupfer, dem man eine bestimmte Gestalt gegeben, verhandelt wurden.³⁾

Waffen aus Kupfer gestattete sich zunächst nur der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Wer sich kein Kupferbeil beschaffen konnte, versuchte die Form des Kupferbeiles wenigstens in Stein nachzuahmen. Das war nicht leicht; aber die Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Steins nahm dadurch einen neuen Aufschwung. Gewisse Formen der Steinbeile lassen sich nur erklären, wenn man sie als Nachahmungen von Kupferbeilen betrachtet. Selbst die beim Metallguß entstehenden Fehler, wie die bei Kupferbeilen möglichst sorgfältig entfernten Gußnähte, finden wir bei Steinbeilen wieder. *Kahnförmige Hämmer* (Abb. 184), *Amazonenärte* (Abb. 185)

¹⁾ Vgl. zu diesem Abschnitt: M. Much: 1. Die Kupferzeit in Europa, Jena 1895. 2. Die Trugspiegelung orientalischer Kultur usw. S. 90 ff., 115 ff. — O. Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit. 1900. Braunschweig. — M. Hörnes: Natur- und Vorgeschichte des Menschen. Wien u. Leipzig 1909. — Ed. Meyer, Gesch. des Altertums I, 2. S. 742 ff. — Hans & Louis Siret: Les premiers âges du métal dans le sud-est de l'Espagne 1887.

²⁾ Woher das Kupfer bezogen wurde, weiß man noch nicht mit Sicherheit. — Siehe dazu: M. Much: Die Trugspiegelung usw. S. 115 ff.

³⁾ U. Eissauer, Zeitschr. f. Ethnol. XXXVII, S. 517 ff.



Abb. 183. Doppellagt, durchbohrt.
Fundort unbekannt. Märf. Mus. II. 22854. $\frac{1}{2}$.



Abb. 185. Amazonenart mit doppelter Schneide.
Mefjow, Kr. Angermünde. Märf. Mus. II. 21106. $\frac{1}{2}$.



Abb. 187. Steinhammer mit nachgebogener Fußnabe.
Angermünde. Märf. Mus. II. 14071. $\frac{1}{2}$.



Abb. 184. Kahnförmiger Hammer.
Dahme, Kr. Jüterbog-Kuckenswalde. Märf. Mus. I. 21824. $\frac{1}{2}$.



Abb. 186. Kahnförmiger Hammer.
Prizwalf, Kr. Opprignitz. Märf. Mus. II. 25314. $\frac{1}{4}$.



Abb. 188. Steinhammer mit Tannenzweigornament.
Jüterbog. Märf. Mus. II. 1981. $\frac{1}{2}$.

mit doppelter Schneide und Steinbeile mit halbkugeligem Bahrende kennzeichnen sich schon durch ihre Form als Zeugen der frühesten Metallzeit und leiten als reifste Frucht der Steinzeitkultur zugleich hinüber in die Glanzperiode der Vorzeit, die Bronzezeit.

2. Beginn der Bronzezeit.

Waffen und Werkzeuge, die aus reinem Kupfer gefertigt waren, erwiesen sich als wenig brauchbar. Das Kupfer war zu weich. Beile und Ätze schlugen sich breit. So ergab sich die Notwendigkeit, das Kupfer zu härten, und man suchte diesen Zweck zu erreichen, indem man dem Kupfer ein anderes Metall beimischte. Auf diese Weise ließ es sich auch leichter bearbeiten. Als beste Legierung ergab sich die Bronze, eine Mischung aus Kupfer und Zinn. Wir sind heute imstande, an der Hand zahlreicher Funde den Übergang vom reinen Kupfer zur Bronze genau verfolgen zu können. Zuerst mischte man dem Kupfer nur wenig Zinn bei. Die ältesten Bronzen enthalten 95—98 % Kupfer und nur 2—5 % Zinn. Bald aber hatte man die gute Wirkung der Beimischung von Zinn erprobt, fügte mehr und mehr vom härteren Metalle bei, und so kam man schließlich, und zwar noch im Laufe der ersten Bronzeperiode, zu der klassischen Bronzemischung, die aus etwa 90 % Kupfer und 10 % Zinn besteht. Diese Versuche, das Kupfer zu härten, geben uns eine glückliche Handhabe für die chronologische Beurteilung eines Fundes. Zinnarme Bronze kommt fast nur am Anfange der Bronzezeit vor.

Den Beginn der Bronzezeit haben wir für die Mark und ganz Nord-europa, ja für ganz Europa überhaupt, an das Ende des dritten und den Anfang des zweiten Jahrtausends zu setzen.¹⁾ In Ägypten beginnt die Bronzezeit schon früher. Mit dem Metall war ein ganz neuer Trieb in die Menschheit gekommen, und so haben wir denn auch die Bronzezeit als ein goldenes Zeitalter aufzufassen. Sie ist das Heroenzeitalter nicht nur auf klassischem, sondern auch auf märkischem Boden.

Das Interesse für die Bronzezeit und die Einführung in die Kenntnis des Zeitalters verdanken wir — wie so vieles andere in der Vorgeschichte — unseren germanischen Brüdern in Skandinavien. Nicht durch das Studium der klassischen Kulturen der Griechen und Römer wurde uns das Verständnis für die Vorzeit erschlossen. Die Funde selbst zwangen zur Beobachtung, und durch Vergleichung der Fundverhältnisse kamen deutsche und nordische Forscher auf den Gedanken, daß vor dem allgemeinen Gebrauch des Eisens Werkzeuge, Waffen und Schmuck aus Bronze und noch früher aus Stein gefertigt waren. Diese Erkenntnis führte zur Aufstellung des Dreiperiodensystems, wie es als erste Danneil und Thomson erkannten und mit Eifer und zuversichtlicher Gewißheit vertraten.²⁾ Später hat der Vergleich mit Altertümern der vorklassischen und der klassischen Periode in Italien, Griechenland usw. mehr und mehr Klarheit geschaffen.

¹⁾ O. Montelius: Die Chronologie der ältesten Bronzezeit, 1900. — Dazu auch: H. Schmidt: Prähist. Zeitschr. I, 1909, S. 159. — Ed. Meyer: Gesch. des Altertums I 2, S. 58 u. 742 ff.

²⁾ Mannus II 294 ff.

3. Gliederung der Bronzezeit.

Den Beginn der Bronzezeit durften wir mit einiger Sicherheit um das Jahr 2000 ansetzen. Schwerer ist es, das Ende der Bronzeperiode zu bestimmen. Die Bronze wurde schließlich nach und nach vom Eisen verdrängt, das zuerst für Schmucksachen und kleinere Geräte, dann aber auch zur Herstellung der Waffen Verwendung fand. Um das Jahr 500 v. Chr. ist Eisen das herrschende Metall. Als Übergangszeit dürfen wir die Zeit von 800 bis 500 v. Chr. betrachten. Das ist die Periode, welche wir ebensowohl als ausgehende Bronzezeit wie als früheste Eisenzeit bezeichnen können. Die reine Bronzezeit dauerte also etwa von 2000 bis 800 vor Christi Geburt.

Während dieser Zeit hat man eine ältere und eine jüngere Epoche zu unterscheiden. Sowohl durch Grabstätten wie durch die Formen und die an beinahe allen Altertümern zu beobachtenden Verzierungen sind beide Perioden durchaus zu unterscheiden. Montelius, der bedeutendste Forscher auf dem Gebiete der vorgeschichtlichen Chronologie, hat die nordische Bronzezeit in sechs Perioden eingeteilt.¹⁾ Seine Einteilung trifft auch für die Mark in allen wesentlichen Stücken zu. Die sechste Periode nach Montelius ist unsere Übergangszeit von der Bronze zum Eisen. Für die reine Bronzezeit bleiben also fünf Perioden, von denen wir die drei ersten der älteren, die beiden letzten der jüngeren Bronzezeit zuweisen müssen. Dabei bildet die dritte Periode zugleich den Übergang von der älteren zur jüngeren und enthält in ihrem späteren Abschnitte schon Anklänge an die jüngeren Typen. Während der einzelnen Perioden lassen sich heute schon ältere und jüngere Formen deutlich unterscheiden. Bestimmte Jahreszahlen für die Dauer der einzelnen Perioden festzustellen, ist nicht leicht. Und doch kommt man ohne genauere Datierung nicht aus. Ich gebe hier dieselben Zahlen, die ich in den Sälen der prähistorischen Abteilung des Märkischen Museums verwendet habe. In jedem Falle halte ich mich an die vollen Jahrhunderte. Auf 50 Jahre lassen sich jene Zeiträume nicht bestimmen.

Bronzezeit 2000—800 vor Christi Geburt.

- | | |
|-------------|-----------------------------|
| 1. Periode. | Etwa 2000—1600. |
| 2. " | " 1600—1400. |
| 3. " | " 1400—1200. |
| 4. " | " 1200—1000. |
| 5. " | " 1000—800. |
| 6. " | Früheste Eisenzeit 800—500. |

4. Entwicklung der Bronzeäpse.

Die relative Chronologie der Bronzezeit konnte nur auf Grund der von Oskar Montelius in die Vorgeschichte eingeführten typologischen Methode festgestellt werden. An der Hand zahlreicher Depot- und Grabfunde ist es möglich, die Entwicklung der einzelnen Formen nachzuprüfen, und alle neuen Funde haben die Richtigkeit der von

¹⁾ O. Montelius: Om Tidsbestämning inom Bronsaldern. Stockholm 1885.

Montelius aufgestellten Reihen vollauf bestätigt. Einfach und einleuchtend zugleich ist die Typenreihe der Bronzeärte.¹⁾

Die ältesten sind einfachen Steinbeilen sehr ähnlich. Bei einigen sind die Breitseiten geradezu noch gewölbt (Taf. II, 2). Derartige Beile waren aber recht unpraktisch. Sie mußten sich in dem Schaft, der aus einem am Ende gespaltenen, knieförmig gebogenen Ast bestand, drehen und bei jedem Schlage weiter in den sich mehr und mehr spaltenden Schaft hineingleiten. Um ersteres zu vermeiden, wurden die Beile zunächst mit ganz flacher Breitseite hergestellt, und schließlich gab man ihnen Ränder, die bei einigen Exemplaren sogar recht hoch sind. So war aus der Flachart eine Randart (Taf. II, 3—5) geworden, die sich nicht mehr drehen konnte. Um aber auch das Hineingleiten in den sich weiter spaltenden Schaft zu verhüten, wurde auf der Mitte der Art ein zuerst ganz unscheinbarer, später höher und höher werdender Absatz (Barre = Absatz, Steg) angebracht. Nur bis zu ihm konnte der Schaft gelangen. (Taf. II, 6). Diese Absatzärte saßen ohnehin schon festgekeilt im Schaft. Trotzdem wurde der Schaft häufig mit einer Schmir unwickelt. Aus der Nachahmung solcher unwickelter Absatzbeile durch Bronzeuß mögen Tüllenärte entstanden sein, wie wir sie schon gleichzeitig mit den Absatzärten auftreten sehen. Die Flachärte gehören der ältesten Bronzezeit an, viele von ihnen bestehen aus zimmer Bronze. Am Ende der ersten Periode treten die Randärte auf und beherrschen die zweite Periode, in der aber auch schon Absatzärte und Tüllenärte vorkommen. Erstere sind auch während der dritten Periode noch häufig, während welcher jedoch, namentlich im Süden und Osten der Mark, in großer Zahl die Lappenärte (Taf. II, 7 u. 8) im Gebrauch sind. Die Lappenärte haben sich ebenfalls aus Randärten entwickelt. Der Fortschritt besteht darin, daß der Rand sich nicht unnützerweise an der ganzen Kante entlangzieht, sondern nur in der Mitte vorhanden ist in Form lang ausgezogener Lappen, die das untere Ende des Schaftes umfassen. Die Lappen stehen höher oder tiefer. Recht große Lappen umschlossen beinahe den ganzen Schaft; es lag daher nahe, das mittlere Stück, von dem eigentlich die Entwicklung ausgegangen war, nun ganz fortzulassen, und so entstand auch auf diese Weise eine Tüllenart (Taf. II, 9—11). Die Tüllenärte beherrschen die vierte und fünfte Bronzeperiode. Sie werden immer kleiner und wurden später sogar noch aus Eisen hergestellt. Mit der frühen Eisenzeit aber verschwinden sie. Schon durch eine Bronzeart wird ein Fund zeitlich einigermaßen sicher bestimmt. Oftmals kommen aber zahlreiche Bronzeärte derselben Form in einem einzigen Funde vor. Dabei hat sich erwiesen, daß Flachbeile niemals mit Tüllenärten zusammen auftreten, daß also älteste und jüngste Formen in der Tat zeitlich weit auseinanderstehen müssen.

5. Entwicklung der Sabeln.

Um das Gewand, namentlich den Mantel zusammenzuhalten, bediente man sich schon in ältester Zeit der Nadel. Während der Steinzeit benutzte man Nadeln aus Knochen. Knochen nadeln sind auch noch später bis weit in die historische Zeit

¹⁾ Bronzeärte wurden früher oft „Kelte“ oder „Palstäbe“ genannt.

hinein im Gebrauch. Während der ganzen Bronzezeit spielen die verschiedenartigsten Formen der Bronzenadeln eine hervorragende Rolle. Auch sie sind in den meisten Fällen für eine bestimmte Periode ganz charakteristisch. In der ältesten Bronzezeit begegnen uns nicht selten Bronzenadeln mit schräg durchbohrten Köpfen (Abb. 189).¹⁾ Sie waren gewiß sehr praktisch. Zog man durch die Durchbohrung einen Faden und wickelte den, nachdem die Nadel durch die Falten des Gewandes gesteckt worden war,



Abb. 189. Bronzenadel von Grabow, Kr. Königsberg Am. Märk. Mus. II. 4387/8. ⁵/₇.

um die Spitze, so saß die Nadel fest und konnte aus der Gewandfalte nicht herausgleiten. Durchbohrt man nun nicht den Kopf, sondern den Hals der Nadel und nimmt anstatt des Fadens einen Bronzedraht, so haben wir eine Gewandnadel erhalten, die sich von einer gewöhnlichen Bronzenadel wesentlich unterscheidet und als Fibel bezeichnet wird. Die Fibern dienen also ursprünglich einem praktischen Zweck, sind aber zugleich auch Schmucknadeln. Sie begleiten uns vom Ausgange der zweiten Periode²⁾ der Bronzezeit ab durch die ganze Vorgeschichte, und da ihre Formen nach dem Geschmack und der Mode des Zeitalters schnell wechseln, so ist eine Fibel das beste „Leitfossil“ eines vorgeschichtlichen Fundes und auch noch in frühgeschichtlicher Zeit oft mehr wert als eine Münze.

Da während der Entstehungszeit der nordischen Fibel in unserer Heimat wie in ganz Nordeuropa und weiterhin eines der häufigsten Verzierungsmotive die Spirale ist, so fällt es nicht auf, daß die beiden Enden des Bronzedrahtes, der den Bügel der Fibel bildete, zu Spiralen ausgezogen wurden (Taf. II, 12 u. 13). Der Bügel hat verschiedene Form; er ist drahtartig, blatt- oder rautenförmig, später zuweilen gewölbt oder gar raupenartig (Taf. II, 15). Auch die Gestalt des Nadelkopfes ist wandelbar. Während

¹⁾ Im Besitze des Herrn Dr. Hindenburg-Großbeeren befindet sich ein Manuskript: Heidenische Altertümer, welche in der Umgegend von Königsberg i. d. Am., in angrenzenden Kreisen usw. gefunden sind. Mit einer Karte der Umgegend Königbergs und 37 Tafeln mit Abbildungen und Plänen. Von Lehrer f. W. Voigt. 1874. Herr Dr. Hindenburg hat mir diese Handschrift freundlichst zur Verfügung gestellt. Es ist die äußerst fleißige und sorgfältige Arbeit eines für vorgeschichtliche Altertümer begeisterten Mannes, der alle Beobachtungen und Fundumstände kurz und genau verzeichnete. Die Nadel Abb. 189 mit durchbohrtem Kugelpfopf stammt nicht von Hohenkränig, wie im Katalog des Märk. Mus. und auch Zeitschr. f. Ethn. 1902 S. 102, Mannus I S. 124, angegeben ist. Sie lag nach Voigts genauer Angabe auf der Brust eines Skeletts, das mit zwei anderen Skeletten bei Grabow, Kr. Königsberg Am., am Wege nach Hanseberg gefunden wurde. Die Nadel kam in den Besitz des Majors von Humbert nach Hohenkränig und von da 15 Jahre später 1877 unter falscher Fundortangabe in das Märk. Mus. Ich gebe die Nadel wieder, wie Voigt sie gezeichnet hat. Der untere Teil ist schon vor 1877 verloren gegangen. Inv. Nr. 4387/8. Das Museum zu Frankfurt a. O. besitzt, wie mir Herr Klittke freundlichst mitteilte, eine Nachbildung der Nadel von Grabow.

²⁾ Fibel von Kantow, Kr. Ruppin. Waase, Mannus II, Tafel XV.

der dritten Periode zeigt er oft ein Doppelkreuz (Taf. II, 14), das nach und nach wieder schwindet und zuletzt nur noch als Rudiment auftritt in Form eines mit einfachen Strichen eingeritzten Doppelkreuzes wie auf einer Fibel aus den Hügelgräbern von Weitgendorf, Kreis Ostprignitz.

Die größte Umwandlung hat jedoch die Spirale erfahren. Die einzelnen Windungen, die noch während der dritten Periode zu unterscheiden waren, verschmelzen miteinander zu einer Platte, die als Ganzes gegossen wird, und auf der noch die Rippen als Überbleibsel der Spirale zurückbleiben (Taf. II, 16). Während der fünften Periode haben die Plattenfibeln in der Mitte bereits einen Buckel (Taf. II, 17), wie er um diese Zeit auch bei anderen Geräten, namentlich bei Gürtelplatten auftritt. — So ließe sich die Entwicklung der bronzeitlichen Formen beinahe auf alle Gegenstände ausdehnen, auf Werkzeuge, auf Waffen und auf Schmuck. Doch soll die typologische Entwicklung der übrigen Bronzen bei den einzelnen Funden noch zu ihrem Rechte kommen.



Abb. 190. Strich- und Buckelverzierung auf einer Bronzefibel. Mechow, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 20950. $\frac{1}{2}$.



Abb. 191. Punkt-, Strich-, Bogen- und Buckelverzierungen auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick. Märk. Mus. II. 18352. $\frac{1}{2}$.



Abb. 192. Punkt-, Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Spindlersfeld bei Cöpenick. Märk. Mus. II. 18351. $\frac{1}{2}$.



Abb. 193. Strich- und Bogenverzierung auf einer Bronzefibel. Rudow, Kr. Teltow. II. 18119. Taf. II, 13. $\frac{1}{2}$.

6. Depotfunde.

Schon aus der Steinzeit begegneten uns neben den zahlreichen Einzelfunden und den Funden aus Gräbern auch Depotfunde, also Gegenstände, die aus irgendeinem Grunde zusammen niedergelegt worden sind, und zwar in den meisten Fällen mit ganz besonderer Sorgsamkeit. Depotfunde aus der Bronzezeit kommen noch weit häufiger vor und haben mindestens dieselbe Bedeutung wie Grabfunde. Was zu gleicher Zeit niedergelegt worden ist, muß auch zu gleicher Zeit in Gebrauch gewesen sein. Ja, in einer Beziehung sind Depotfunde beinahe noch sicherer. Bei Gräbern müssen wir hin und wieder mit Nachbestattung rechnen. Bei Depotfunden ist ein späteres Hinzufügen von Gegenständen ausgeschlossen, schon aus dem einfachen Grunde, weil der Ort, an dem die Gegenstände niedergelegt wurden, in den meisten Fällen nur dem einen bekannt war, der sie vergraben oder wenigstens verborgen hatte. Haben wir die Altertümer als einen in Zeiten der Gefahr verborgenen Schatzfund zu betrachten, so können

in ihm die allerverschiedensten Gegenstände vereinigt sein, die das Vermögen dessen darstellten, der den Schatz vergraben hat. Es kann sich in solchem Falle natürlich auch einmal um Waren handeln, die der Kaufmann an fremdem Orte vor gierigen Händen barg, ohne später wieder Gelegenheit zu haben, seinen Schatz zu heben. Die Niederlegung eines solchen Schatzes kann aber auch erfolgt sein in ängstlicher Fürsorge für das Leben nach dem Tode, und wir haben wohl in manchen Schätzen eine *Selbstaussstattung* für das *Jenseits* zu sehen. Wer den Geiz oder die Habgier seiner Verwandten fürchtete, stattete sich so selber mit allem aus, was ihm hier lieb war, und was er jenseits nicht gern entbehren mochte. Auch diese Selbstaussstattungen für das *Jenseits* können also die verschiedensten Gegenstände enthalten, Waffen, Geräte und Schmuck. Aber auch die Götter und das Opfer für die Unsichtbaren sind hier mit im Spiele. *Weihgaben* für die höheren Mächte mögen bei vielen Gelegenheiten öffentlichen und privaten Charakters geopfert worden sein. Die Beute ganzer Kriegszüge oder siegreicher Schlachten wurde noch in frühgeschichtlicher Zeit den Göttern geweiht. Im Kleinen mag das oft geschehen sein, und so finden sich denn häufig Funde, in denen jedes Stück an seinen Platz gelegt wurde, so sorgsam, daß z. B. alle Beile mit ihren Schneiden nach außen lagen. *Votivgaben* oder *Weihfunde* werden im allgemeinen aus mehr gleichartigen Stücken bestehen.

Als letzte, aber gewiß nicht unwichtige Art der Depotsfunde haben wir die *Gießereifunde* zu betrachten, die ein Handwerker vergraben hat, oder die ihm bei irgendwelchen unglücklichen Zufällen verloren gegangen sind. — Auch andere Gründe mögen oft maßgebend gewesen sein, einen Schatz zu bergen. Wer erinnerte sich hierbei nicht der Sage von Theseus, der von seiner Mutter an den großen Stein geführt wird, unter dem das Schwert und die Sandalen seines Vaters lagen? Und diese bekannte Sage reicht mit ihren Erinnerungen hinauf in die ältere Bronzezeit. Die Helden Homers trugen ja zumeist noch Bronzewaffen; die Zeit der alten Heroen und Halbgötter muß also erst recht die Bronzezeit sein. Das Schwert des Theseus kann nur ein Bronzeschwert gewesen sein. Und daß auch die Bewohner der Mark während der Bronzezeit Heroen waren, ganz im Sinne Homers, unterliegt keinem Zweifel. Denn der Mann der Bronzezeit ist nicht zu denken ohne seine Waffen, ja selbst die Frau trägt fast immer den Dolch, was wir namentlich aus nordischen Gräbern wissen.

B. Die ältere Bronzezeit.

I. Sunde aus der I. Periode.

Aus der ältesten Bronzezeit besitzt das Märkische Museum eine ganze Reihe von Funden, die in einem großen Schranke vereinigt sind und so ein anschauliches Bild der Kultur während der ersten Bronzeperiode geben.¹⁾ Der *Depotsfund von Wustermarf* (Taf. III, 1—4) wurde beim Pflügen entdeckt. Er besteht aus vier großen, massiven Bronzeringen mit einfacher Strichverzierung; die Enden sind teils pfotenartig

¹⁾ A. Kiehebusch: Die prähist. Abt. d. Märk. Mus. Mannus I, S. 154, Abb. 2.

verbreitert teils stoßen sie in ebenen Flächen fast aneinander teils sind sie nur zur Hälfte durch eine Kerbe voneinander getrennt. Pfotenartige Enden haben auch die zwölf kleineren Bronzeringe, von denen je drei übereinander liegen und durch Bronzedraht, der durch die Löcher gezogen wurde, verbunden sind. Von den größeren Ringen ist nur einer durchlocht. Den Bronzeringen schließt sich noch ein kleiner Goldring an, der so geringe Weite hat, daß er schwerlich am Finger getragen werden konnte. Es ist ein sogenannter Noppenring, dessen breite Schauffeite aus vielen Windungen besteht, während die untere Seite nur eine Doppelwindung aufweist.

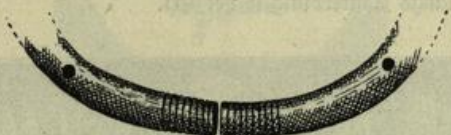


Abb. 194. Einfache Strichverzierungen an den Enden des Ringes.
Wußermark. Märk. Mus. I. 23246. Taf. III, 2.

2. Der Bronzedeopfund von Arnimshain, Kr. Templin.¹⁾ (Abb. 195.)

Im Jahre 1888 fand man in einem kleinen Pfuhl, fast 2 m tief, eine ganze Anzahl von Bronzegegenständen, die in einem Tongefäß versenkt waren.

Neben sechs vollständig oder wenigstens beinahe vollständig erhaltenen Armspiralen gehören zu diesem Funde zahlreiche Bruchstücke desselben Schmuckes. Eine Randart und zwei Absatzarten in Verbindung mit zwei Scheibennadeln, die durch Buckel verziert sind, weisen den Fund der zweiten Bronzeperiode zu. Halsringe mit spitz zulaufenden Enden und Ösenringe kommen ja bereits während der ersten Periode vor. Nicht selten wurden mehrere solcher Ösenringe als Schmuck um den Hals gelegt; man hat bis zu neun zusammengefunden. Schließlich goß man diesen Halschmuck in einem Stück, und so entstand der diademartige Halskragen, dessen Rippen noch an die Entstehung des Kragens aus einzelnen Ringen erinnern. Die beiden Brillenspiralen dienten als Mantelschließen, die entweder beide durch einen Doppelhaken zusammengehalten wurden oder einzeln mit Hilfe eines Knebels, der an der gegenüberliegenden Mantelseite festgenäht war, den Mantel auf der Brust zusammenschlossen. Die Bronzespule mit zwei Scheiben ist vielleicht bei der Weberei verwendet worden. Die Sichel wurde nicht durch einen Knopf, sondern durch einen Nagel, den man durch das Loch schlug, mit dem Holzgriff verbunden. Der Armring ist innen flach, außen gewölbt und nicht verziert.

Die sieben scheibenförmigen Anhänger haben einen erhöhten Mittelpunkt, der von konzentrischen Kreisen umgeben ist. Sie wurden an Schnüren getragen, die man durch die am oberen Ende sitzenden Ösen ziehen konnte. Drei andere Bronzeanhänger haben die Form von kleinen Hörnchen, die man am breiten Teile durchlochte. Sie sind wohl

¹⁾ H. Schumann: Mitt. d. Uckerm. Gesch. Ver. 1902. — Zeitschr. f. Ethnol. 1888, S. (506).
— E. Blume: Verzeichnis der Sammlungen des Uckerm. Gesch. Ver. Prenzlau 1909, S. 38 f.
Abb. 40. Nachr. 1901 S. 77 ff.

als Nachahmung von Tierzähnen zu betrachten und wurden an Schnüren aufgereiht wie in früherer und auch noch in späterer Zeit die durchbohrten Eberzähne. Ähnlich hat man auch die Spirallöllchen zu Halsketten aneinandergesetzt. Drei Spiralen aus dünnem Golddraht dienten ebenfalls als Schmuck.

Von ganz besonderem Interesse sind die getriebenen, mit Buckeln verzierten Gürtelbleche, deren Ursprung schon wegen ihrer Technik wahrscheinlich im Süden zu suchen ist.

Von dem Tongefäß, das alle diese prächtigen Bronzealtertümer enthielt, sind nur noch Bruchstücke vorhanden. Das Gefäß aus gelblich braunem Ton war außen rauh und durch 5—6 mm lange Einferbungen verziert.



Abb. 195. Bronzefund von Arnimshain. Mitt. d. Uferm. Mus. u. Gesch. Ver. 1.

3. Der Bronzedeportfund von Angermünde¹⁾ (Abb. 196)

wurde 1899 in der Nähe des kleinen Erzzerplatzes etwa 1 m tief im Kieslager gefunden. Die Stücke lagen frei, waren also nicht wie die von Arnimshain in einem Tongefäß geborgen. Dieser Fund enthält neben einem Randbeil (10) und drei Armspiralen (6, 8, 12) einen mit Rippen und Dreiecken verzierten Halskragen (3) und zwei Scheibennadeln (1 u. 9), deren Scheiben und umgebogene Fortsätze Buckelverzierungen tragen, während die Nadeln mit Strichgruppen geschmückt sind.

Außer einer Hirtenstabnadel (11) und einem Bronzeknopf mit Öse (2) gehört zu dem Funde noch eine schönegroße Bronzeplatte (13). Die Bronzeplatte wurde von Frauen am Gürtel getragen. Sie mißt 15 cm im Durchmesser, trägt in der Mitte einen Stachel, der von Ringen, Strichen, konzentrischen Kreisen und weiterhin

¹⁾ Nachr. über d. Altert. 1901 S. 29 ff. — E. Blume: Verz. der Samml. d. Uferm. Gesch. Ver. S. 40 f., Abb. 41.

von Spiralen und größeren Horizontalringen umgeben ist. Die kleine fingerberge (5) besteht aus zwei Spiralen, die durch eine um den finger herumlaufende Schleife verbunden sind. Von größeren Arm- oder fußbergen (4 u. 7) sind in dem funde nur zwei Bruchstücke vorhanden, die auf der Oberseite der Spiralwindungen durch feine Strichelung verziert sind. Die kleinere der Spiralen zeigt ein durch Strichelung entstandenes Andreaskreuz. Schon die Randart und der Halsfragen weisen den Depotfund der zweiten Periode zu.

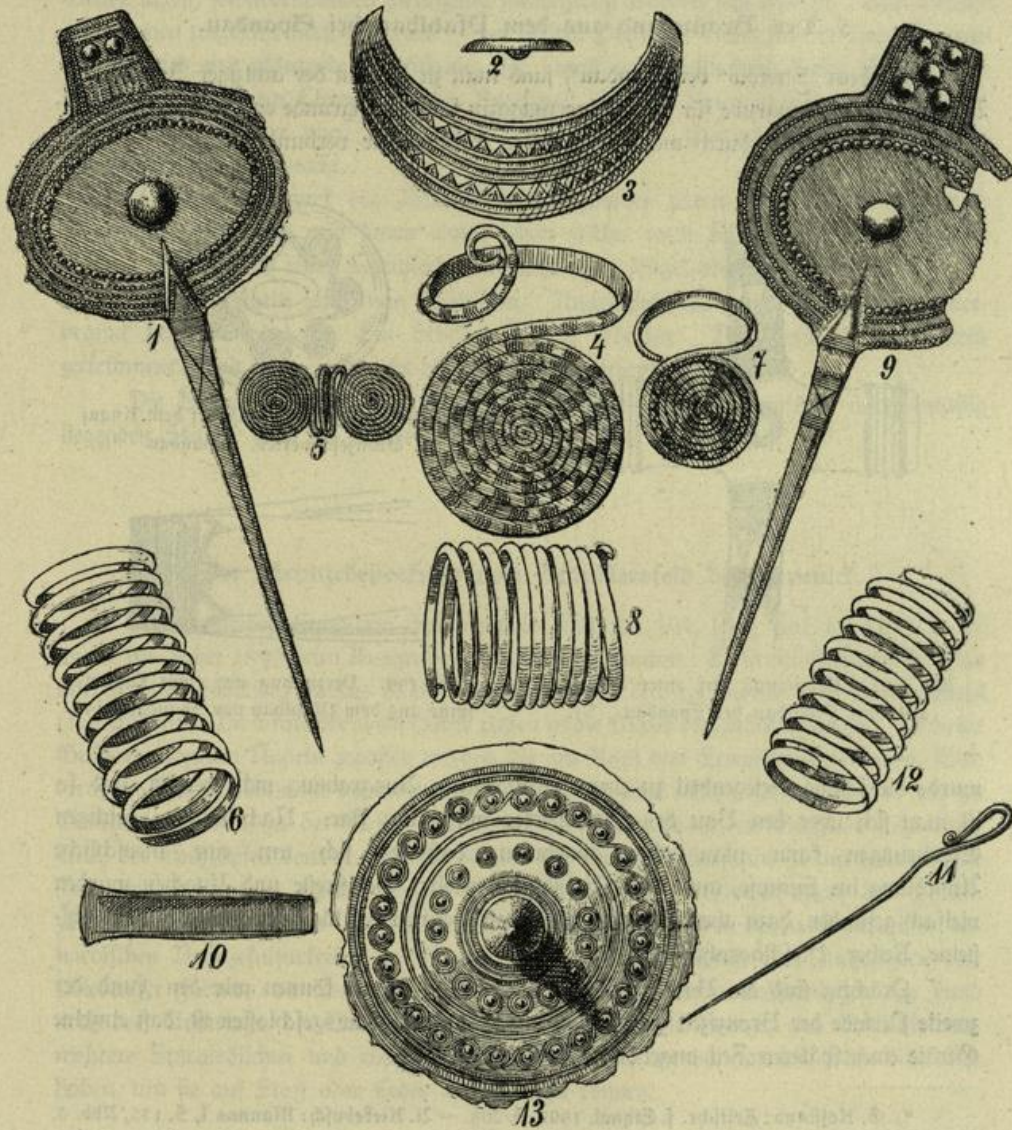


Abb. 196. Bronzefund von Angermünde. Mitt. d. Akadm. Mus. u. Gesch. Ver. I.

4. Der Bronzefund von Mittenwalde, Kr. Teltow¹⁾

besteht aus einem Randbeil, einer Knopfsichel, einer Nadel und einer Pinzette mit dicken Wangen und rundem Bügel. Dazu gehören zwei kleine Dolche, von denen jeder durch zwei Nieten am Griff befestigt war (Taf. III, 7).

5. Der Bronzefund aus dem Pfahlbau bei Spandau.

Auf dem „Stresow“ bei Spandau²⁾ fand man zu Beginn der achtziger Jahre beim Ausheben einer Baugrube für das Pulvermagazin im Wiesengrunde eine Anzahl senkrecht stehender Pfähle, die durch wagerechte Hölzer miteinander verbunden waren. Leider

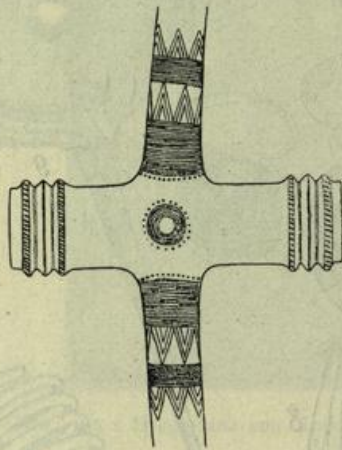


Abb. 197. Verzierung auf einer Bronzeart aus dem Pfahlbau bei Spandau. $\frac{1}{2}$.



Abb. 198. Spiralverzierung auf dem Knauf eines Bronzeschwertes. Spandau. $\frac{1}{2}$.

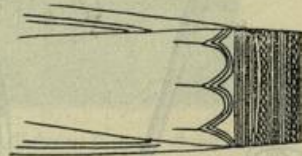


Abb. 199. Verzierung auf einer Lanzenspitze aus dem Pfahlbau von Spandau. $\frac{1}{2}$.

wurde die schöne Gelegenheit zu einer systematischen Ausgrabung nicht benutzt, und so ist man sich über den Bau des Pfahlwerkes nicht ganz klar. Nach unseren heutigen Erfahrungen kann man aber annehmen, daß es sich um eine menschliche Ansiedlung im Sumpfe, um einen Pfahlbau handelt. Gefäßreste und Knochen wurden vielfach gefunden, dazu aber auch eine Fülle von Geräten des täglichen Haushalts, Mahlsteine, Reiber, Hirschhornhacken usw.

Prächtig sind die Bronzewaffen. Nach ihnen können wir den Fund der zweiten Periode der Bronzezeit zuweisen, wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß einzelne Geräte einer späteren Zeit angehören (Abb. 197—199).

¹⁾ G. Kossinna: Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 209. — A. Kieckebusch: Mannus I, S. 135, Abb. 3.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnol. XIV, S. 112 ff., Abb. Taf. XII u. XIII. Stellung der Pfähle Abb. S. (123).

6. Die Kegelgräber von Weitgendorf, Kr. Ostprignitz.

Die Funde aus den Kegelgräbern von Weitgendorf (Taf. IV, 1—21) gehören zu den hervorragendsten Altertümern, die das Märkische Museum in Berlin besitzt, und sind in ihrer Bedeutung für die Wissenschaft überhaupt nicht zu überschätzen. Ihr Wert besteht darin, daß sie — wenn auch der Fundbericht manches zu wünschen übrig läßt — mit Verständnis ausgegraben wurden, und daß die Funde, die in einem Grabe lagen, selbstverständlich gleichzeitig niedergelegt worden sein müssen. Alle Gräber entstammen ungefähr derselben Zeit — der dritten Periode — und sind in ihrer Gesamtheit zugleich eine glänzende Bestätigung der längst vor Entdeckung dieser Gräber von Montelius festgelegten Chronologie der Bronzezeit. Um die Vergung dieses Fundes haben sich der Kammerherr von Jena auf Nettelbeck und der Pfarrer Ragosky in Triglitz besonders verdient gemacht.

Auf der Feldmark des Rittergutes Weitgendorf waren im Jahre 1878 noch 18 Hügel vorhanden, von denen einige schon früher nach Steinen durchsucht worden waren. Gelegentlich eines Chausseebaues mußten die Hügel abgetragen werden.

In den Hügeln fand man Steinkisten. Augenscheinlich waren die Leichen unverbrannt bestattet worden. Ein Schädel ist gut erhalten. Die Gefäße waren meist zertrümmert, und leider sind nicht alle Bruchstücke gesammelt worden.

Die Bronzegegenstände „lagen nicht in Gefäßen, sondern zwischen unregelmäßig liegenden Steinen oder im Sande“.

7. Der Bronzedeptofund von Spindlersfeld bei Cöpenick.¹⁾

Der Bronzedeptofund von Spindlersfeld (Tertab. 191, 192; Taf. II, 12; VI, 10) wurde im Jahre 1892 beim Ausgraben einer Kiefer gefunden. Es ist ein Gießereifund. Das interessanteste Stück des Fundes ist eine Gußform aus Bronze, die aus zwei Teilen besteht (Kastenform). Die Stifte der einen Hälfte passen in die Löcher der anderen hinein. In dieser Gußform konnten Nadeln gegossen werden, die am Kopf drei Erweiterungen haben. Eine derartige Nadel ist ebenfalls gefunden worden. Sie war zwar fertig gegossen, ist aber nie im Gebrauch gewesen, ja der Gießer hat nicht einmal Zeit gehabt, die Gußnaht abzuseilen. Auch der Gußzapfen beweist, daß wir es hier mit einem Gießereifunde zu tun haben. Die Zeit, aus welcher der Spindlersfelder Fund stammt, wird bestimmt durch drei Fibeln, zwei mit blattartigem und eine mit drahtförmigem Bügel. Neben diesen Erzeugnissen des nordischen Bronzekulturkreises enthält der Fund eine ganze Reihe von Anhängern verschiedener Formen, die nach dem Süden weisen. Außerdem vervollständigen den Fund noch drei Armringe, die Nachahmung eines Eberzahns in Bronze, eine Brillenspirale, mehrere Spiralköllchen und einige Schmuckplatten, die an der unteren Seite eine Ose haben, um sie auf Stoff oder Leder aufnähen zu können.

¹⁾ Brandenburgia, Monatsbl. I, S. 37 f., Abb. Archiv X, Taf. XXI links oben und Spatz: Teltow (Tafel).

Die herzförmigen Anhängerchen haben größte Ähnlichkeit mit denen eines gemalten Halsbandes auf dem männlichen Oberkörper (in Kalkstuck) von Knossos. [Evans 1900/01. S. Müller: Urgesch. d. Menschheit 1905, S. 71, fig. 52.]

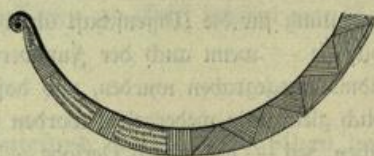


Abb. 200. Isterbies, Kr. Jerichow. I, II. 1881. Märk. Mus.
Verzierung auf einem Halsring. $\frac{1}{3}$.

C. Die jüngere Bronzezeit.

1. Das Königsgrab von Seddin.

Das „Königsgrab“ von Seddin (Taf. V, 1—7) ist eines unserer bedeutendsten Nationaldenkmäler und zugleich das größte Hünengrab nicht nur der Mark, sondern auch ganz Deutschlands. Der mächtige Hügel erhebt sich auf einer langsam ansteigenden natür-



Abb. 201. Steinkammer.

lichen Erhebung inmitten einer weiten Ebene in der Prignitz. Bei einem Umfange von 300 Schritten ist er etwa 11 m hoch und enthält nicht weniger als 30 000 cbm Erde, die mit großen und kleinen Steinen untermischt ist. Im Südwesten und im Nordosten liegen tiefe, mit Buschwerk bewachsene Erdlöcher, aus denen die Erde zum Aufschütten des Grabhügels entnommen worden ist. Eichen, Robinien und Buchen beschatten heute das Hünengrab, und auf der Höhe hält eine mächtige Kiefer die Totenwacht. Rings um den Königshügel zieht sich als Baumkreis ein Kranz von zentnerschweren Geschiebeblöcken hin. Im Laufe der Jahrtausende waren diese Steine gänzlich mit Erde, Moos und Strauchwerk bedeckt worden. Heute liegt der Ring zum großen Teile wieder frei. Die Bewohner der Umgegend nannten diesen Hügel den „Hinzberg“ und erzählten, daß hier der „König Hinz“ (Heinz, Heinrich) in einem dreifachen Sarge begraben liege, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Von benachbarten kleineren Hügeln sagte man, daß in dem einen der Fingerring des Königs, in dem anderen aber seine Schätze vergraben seien. Als der Hügel, in dem der Fingerring des Königs liegen sollte, eingeebnet wurde, fand man im Innern wirklich einen Bronzering. Zwar war

es ein Arming, aber das Volk, das ja schwer aus dem Irrtum zu reißen ist, die „Hünen“ wären Menschen gewesen, die an Kraft und Größe das heutige Geschlecht bedeutend überragten, sah die alte Überlieferung wörtlich bestätigt. Man durchsuchte man

Königsgrab bei Seddin.

Aufgenommen am 4. u. 5. Dezember 1909 von Dr. S. Solger.

(Maßstab 1 : 2000.)



Abb. 202.

auch den zweiten Hügel, in dem die Schätze verborgen sein sollten. Einige Altertümer konnten gehoben werden, aber keine „Schätze“. So wurde man wieder irre an der Sage, und der Königshügel hatte Ruhe. Als aber der Besitzer des Hügelns in Geldverlegenheit geriet, sollte ihn der „goldene Sarg“ retten. Der Bauer grub mit seinem Knechte; aber in der mit Steinen durchsetzten Erde war die Arbeit schwierig, und der

Hügel war zu groß. Der „Sarg“ wurde nicht gefunden, und der Besitzer ging wirtschaftlich zugrunde. Während der folgenden Jahre versuchte man, den Hügel als Steinbruch auszubenten. Ganze Straßen und der Bahnhof in Perleberg sind mit Steinen aus dem Hünzerberg gepflastert worden.

Im Jahre 1899 stießen die Arbeiter im Innern des Hügels auf eine mächtige Steinkammer (Abb. 201). Sie ist neuneckig, etwa 1,75 m hoch und mißt mehr als 2 m im Durchmesser. Der Boden zeigte eine festgestampfte Lehmschicht. Die Wände bestanden



Abb. 203. Verzierung auf dem Rasiermesser aus dem Königsgrabe von Seddin. II. 22418. $\frac{1}{2}$.

aus Findlingsblöcken, die übereinandergeschichtet waren. Nach oben zu schieben sich die Blöcke weiter und weiter ins Innere vor und stellen so ein kuppelartiges, falsches Gewölbe her. Die Wände der Kammer waren mit einer glatten, sandigen Tonschicht bekleidet und zum Teil rot und weiß bemalt. In dieser Kammer — dem

ersten „Sarge“ — stand ein großes Tongefäß (Taf. II, 2), das mit einem Deckel sorgfältig verschlossen war. Der Deckel ist mit einem breiten Falz versehen und außerdem noch durch gekrümmte Tonnägel befestigt.

Das Tongefäß — der zweite „Sarg“ — umschloß eine hohe Bronzeurne, die mit einem Bronze deckel verschlossen war (Taf. II, 3). Sie enthielt die Leichenbrandreste eines 30 bis 40jährigen Mannes und Knochen eines Hermelins. Die Bronzeurne — der dritte „Sarg“ — hat ursprünglich anderen Zwecken gedient. Als man das Gefäß als Urne verwenden wollte, mußten die beiden Henkel abgebrochen werden; sonst hätte man sie nicht in das Tongefäß hineinstellen können. Die Bronzeurne gehört zu den

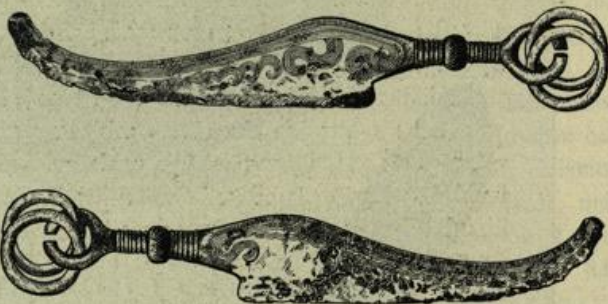


Abb. 204. Verzierungen auf beiden Seiten eines Bronzemessers aus dem Königsgrabe bei Seddin. II. 22415. $\frac{1}{2}$.

getriebenen Gefäßen der jüngeren Bronzezeit, die aus dem Süden, aus Italien stammen. Die einzelnen Stücke sind zusammengenietet. Neben dem großen Tongefäß standen in der Kammer noch zwei kleinere Urnen aus Ton von durchaus nordischem Charakter. Die eine enthielt die Leichenbrandreste einer Frau im Alter von 20—30 Jahren, die andere Reste einer jugendlicheren Leiche, vermutlich ebenfalls weiblichen Geschlechts. Möglicherweise rühren sie von Nachbestattungen her. Vielleicht aber herrschte auch hier die Sitte, daß die Gattin dem Gemahl, die Dienerin der Herrin auf den Scheiterhaufen folgte oder folgen mußte.

Ein „Königsgrab“ muß es in der Tat gewesen sein; denn wahrhaft königlich ist es

ausgestattet mit Gefäßen aus Ton und Bronze, mit Waffen, Schmuck und Geräten des täglichen Lebens (Taf. V). Das Schwert ist allerdings nur klein und paßt

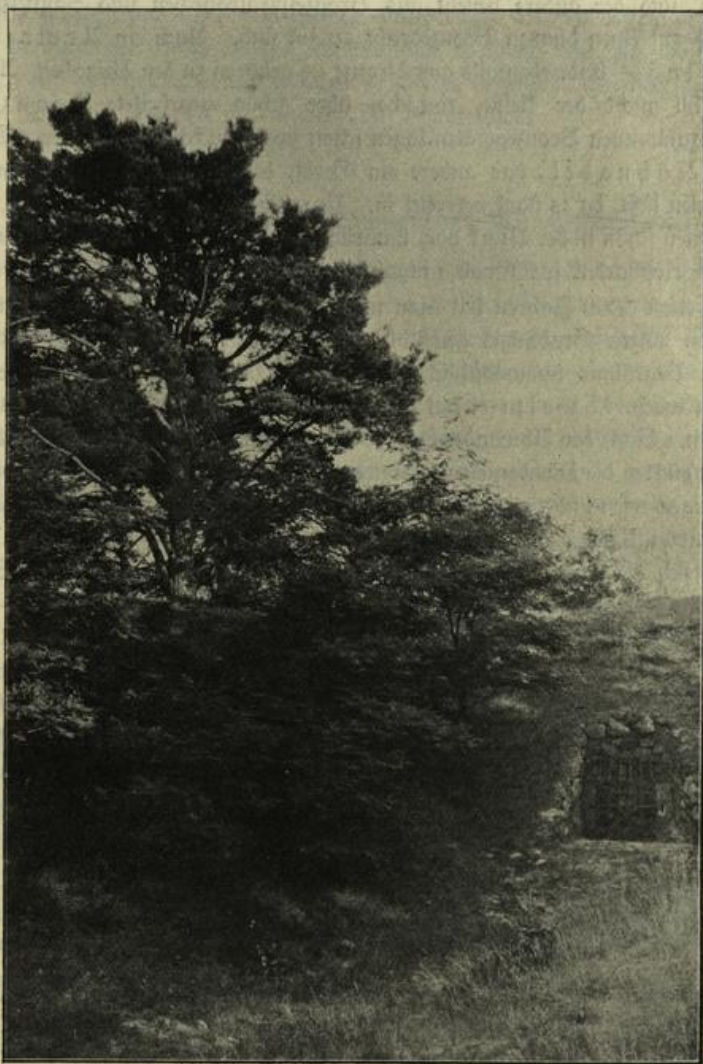


Abb. 205. Der Eingang zur Grabkammer des Königsgrabes.
Er ist jetzt durch ein Gitter und durch Mauerwerk geschützt. Oben links
die hohe Kiefer.

zu den Heroen der Bronzezeit, die in unsern Hügeln begraben liegen, ebensowenig wie die kleine Tüllenart. Beide waren vielleicht nur Parade- oder Miniaturwaffen wie die späteren Galanteriedegen. Für den Männerstreit besaßen die Bronzezeithelden wuchtigere

Schwerter, die sich aber jedenfalls, wie ja auch später, vom Vater auf den Sohn und durch ganze Geschlechter hindurch vererbten.

An Schmuck fanden sich in dem Grabe auch zwei Halsringe. Der eine ist ein Wendelring, und der andere besteht aus Bronzespiralröhrchen und Schmelzperlen, die abwechselnd auf einen dünnen Bronzedraht gereiht sind. Auch ein Armreif und ein Fingerring — beide ebenfalls aus Bronze — gehören zu den Beigaben. Als Frauenschmuck fehlt nicht der kleine, einfache, aber schön gearbeitete Bronzekamm. Neben den zahlreichen Bronzegegeräten lagen schon zwei Stückchen aus Eisen. Das eine ist eine grobe Nähadel, das andere ein Gerät, dessen ursprüngliche Form sich nicht mehr erkennen läßt, da es stark verrostet ist. Ungefähr um das Jahr 1000 v. Chr. also kam das Eisen schon in der Mark vor, natürlich so selten, daß man eine Eisennadel einem Könige als Kostbarkeit ins Grab mitgab.

Vor etwa 3000 Jahren hat man mit ungeheurer Mühe einem Mächtigen in der Prignitz den stolzen Grabhügel gewölbt. Dem Gedächtnis des Volkes hat sich jenes einzigartige Begräbniß unauslöschlich eingepreßt. Der gewaltige Grabhügel hielt die Erinnerung wach. Zweimal hat in der Prignitz ein Bevölkerungswechsel stattgefunden. Nach der Abwanderung der Germanen während der Stürme der Völkerwanderung rückten die Wenden ein; sie wurden im 12. Jahrhundert durch deutsche Kolonisten niedergeworfen und zurückgedrängt. Die neuen Herren des Bodens mögen von den wenigen Zurückgebliebenen die Bedeutung des Hügels erkundet haben. Von Mund zu Mund hat sich die Sage vom dreifachen Sarge fortgepflanzt. Waren die Särge auch nicht von Kupfer, Silber und Gold, sondern aus Stein, Ton und Bronze — die Überlieferung hatte recht berichtet, und die Sage vom „Königsgrabe von Seddin“ wird nun nicht mehr vergessen werden, solange es ein deutsches Volk gibt, das vor seinen uralten Denkmälern Achtung und Ehrfurcht hegt, und eine deutsche Schrift, die längst die Sage vom Königsgrabe von Seddin zum steten Gedächtnis aufgezeichnet hat, um sie vor den möglichen Zufällen mündlicher Überlieferung zu schützen.¹⁾ Die beste Bürgschaft auch für die Zukunft bleibt aber der Hügel selbst, der aller Schatzgräberei und Ausbeutung als Steinbruch zum Trotz noch heute mächtig emporragt als würdiges Denkmal der Vorzeit.

2. Der Bronzedeputfund von Biesenbrow, Kr. Angermünde.

Im Jahre 1898 wurde in der Nähe der „Hintermühle“ auf der Feldmark des Dorfes Biesenbrow²⁾ durch den Pflug ein Bronzegefäß mit kreuzförmigen Henkelansätzen aus der Erde gerissen, der Bronzen im Gesamtgewicht von 7½ Pfund enthielt (Taf. III, 19 und 20).

¹⁾ E. Krause: Zeitschr. f. Ethnol. 1897, S. 117 f. — E. Friedel: Festschrift des Märk. Prov.-Museums. Berlin 1901, S. 33 ff. — U. Kiehebusch: Voss. Ztg., Sonntagsbeilage. 1. Jan. 1910. Die Sage vom dreifachen Sarge des Riesenkönigs Heinz wurde 1897 zum erstenmale gedruckt, das Grab aber erst 1899 entdeckt.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1898, S. (473) ff. Mit Abbildungen. Einige der zum Funde gehörigen Gegenstände befinden sich im Museum zu Prenzlau.

Das größte und interessanteste Stück des Fundes ist ein großes „Hängebecken“ mit dem für die fünfte Periode charakteristischen *Drachenornament*. Daß der Fund in der Tat dieser Zeit angehört, läßt sich auch aus den beiden Plattenfibeln ersehen, deren Mittelpunkte erhaben sind. Sechs Armringe aus dünnem Bronzeblech, acht meist flache Halsringe verschiedener Größe dienten als Schmuck, während man die zwölf gebuckelten Zierscheiben am Zaumzeug oder Geschirr der Pferde befestigte. Zierliche Arbeit verrät eine dünne und mit kleinen Buckeln verzierte Bronzeschale.

3. Der Grabfund von Blumenthal, Kr. Ostprignitz.

Vom Gräberfelde von Blumenthal besitzt das Märkische Museum den kostbaren Inhalt einer Urne (Taf. III, 13—18). Das Gefäß stand auf einem flachen Stein, war von Steinen umpackt und auch mit einem flachen Steine bedeckt. In der Urne lagen die gesammelten Knochenreste, darüber zwei Armringe, um sie herum der Halsring und oben darauf der eigenartige Ring mit den herabhängenden Kettchen. Ob auch die beiden Nadeln in der Urne gelegen haben, ist nicht unbedingt sicher. Sie könnten auch aus anderen Gräbern desselben Friedhofes herrühren, gehören aber derselben Zeit an.

D. Die Kultur der Bronzezeit.

I. Die Technik.

In vielen Fällen mag die Rohbronze in Form von Stangen oder einfachen Arten eingeführt worden sein. Doch wird man nicht selten auch Ringe und andere Schmucksachen oder Geräte umgeschmolzen haben. Das *Hämmern* der Bronze ist bei uns wahrscheinlich nicht ganz unbekannt gewesen; zu einer Meisterschaft hat man es in dieser Art der Bronzebearbeitung aber nicht gebracht, und ebensowenig war man mit dem *Löten* vertraut. Dagegen zeigten die Träger der nordischen Bronzezeit ganz hervorragende Fertigkeit im *Bronzeguß*. Daß die weit überwiegende Masse der Bronzealtertümer nicht etwa aus anderen Kulturländern als fertige Ware hierher gebracht worden ist, sondern im Lande selber von einheimischen Kunsthandwerkern gefertigt wurde, beweist nicht nur die in lückenloser Entwicklung fortschreitende Reihe der einzelnen Typen und die Umgestaltung fremder Formen nach nordischem Geschmack, das beweist vor allem auch die Tatsache, daß der größte Teil der nordischen Typen in südlicheren Ländern teils überhaupt nicht vorkommt teils aber in so geringer Zahl, daß der

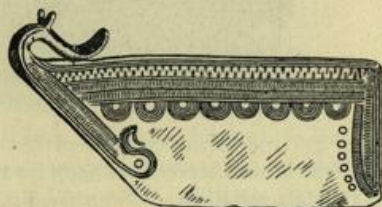


Abb. 206. Verzierung auf einem Bronzemesser. Links unten Drachenornament. Kemnitz, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 25 130. $\frac{1}{2}$.

Süden der überreichen Fülle der nordischen Bronzezeit gegenüber als Ursprungsgebiet gar nicht in Frage kommen kann.

Wer die Behauptung aufrechterhalten wollte, alle unsere Bronzen wären eingeführt, der müßte dieselben Gegenstände in südlichen Kulturländern nachweisen. Und wer behaupten wollte, es wäre im Norden nur nach südlichen Mustern gearbeitet worden,



Abb. 207. Sandsteingußform für ein Rasiermesser mit Pferdekopf. Niederlandin, Kr. Angermünde. Märk. Mus. II. 4495. $\frac{1}{2}$.

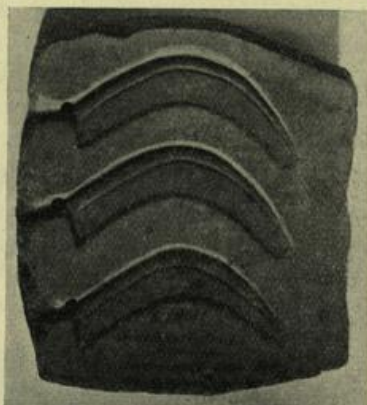


Abb. 208. Sandsteingußform für 3 Knopfscheln. Auf der Rückseite Form für 2 Knopfscheln und Ring. Eiebenwalde, Kr. Niederbarnim. II. 20605. Märk. Mus. $\frac{1}{4}$.



Abb. 209. 3 Knopfscheln, durch einen modernen Bronze gießer in nebenstehender Form gegossen.

der müßte doch mindestens die Vorbilder dieser nordischen Arbeiten bezeichnen können. Beides hat sich trotz lebhafter Versuche als unmöglich erwiesen.

Der Norden besaß eine ganz selbständige, eigenartige Bronzekultur.

Dabei sind gegenseitige Beeinflussungen im einzelnen selbstverständlich. In einer Beziehung scheint der Süden in der Tat dem Norden technisch überlegen gewesen zu sein. Die getriebenen Bronzegefäße — wie z. B. die Bronzeurne aus

dem Königsgrabe von Seddin — werden noch heute fast allgemein südlichem Einfluß zugeschrieben.¹⁾

Beim Bronzezugß bedienten sich die Handwerker des Nordens verschiedenartiger Gußformen, von denen nicht wenige gefunden worden sind. Und diese Gußformen sind zugleich der letzte und unwiderleglichste Beweis für die Bodenständigkeit der nordischen Bronzezeit. Die Gußformen sind zum Teil aus Sandstein hergestellt. Sandsteinformen dienten zur Anfertigung einseitig profilierter Stücke wie der Messer, Sägen und Sichel (Abb. 207—210); daneben gab es zweiseitige Kastenformen aus Bronze,

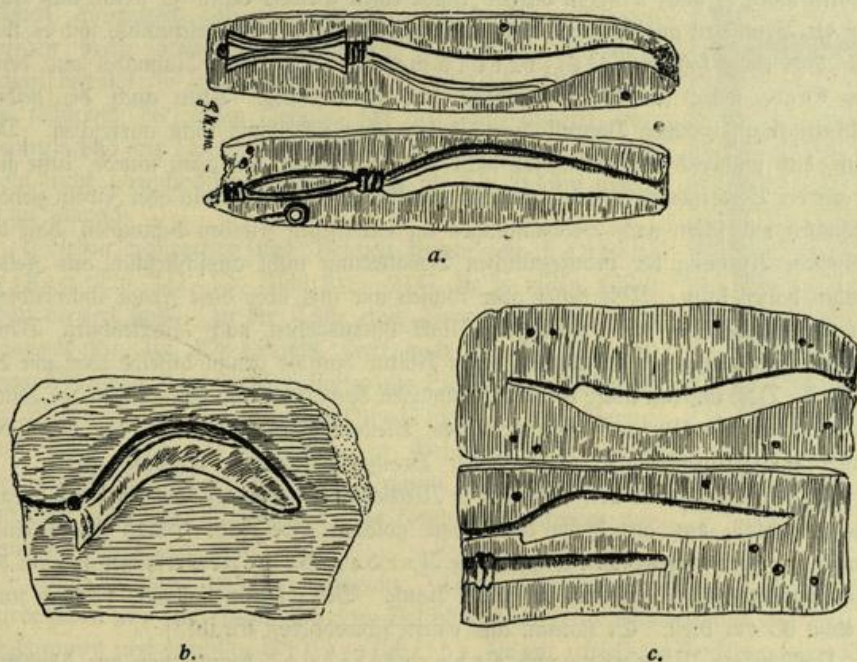


Abb. 210. Gußformen von Müncheberg, Kr. Lebus. Mus. in Müncheberg.
(Diese Klischees wurden von Herrn Mirow freundlichst zur Verfügung gestellt.)

wie wir sie aus dem Spindlersfelder Funde kennen. Häufig wurde die Form auch aus Ton hergestellt, namentlich für den Hohlzug. Über dem geformten Tonkern wurde die Wand des Gefäßes, des Ringes oder dgl. in Wachs modelliert und darüber ein zweiter Tonzylinder gelegt. Beim Brennen der Form schmolz das Wachs und konnte dann durch flüssige Bronze ersetzt werden. Der äußere Tonüberzug mußte zerbrechen. Der Kern ist nicht selten noch vorhanden. Zu diesen Methoden wird auch noch das Gießen in „verlorener Form“ (aus Sand und Wachs) gekommen sein. Da hierbei die Form jedesmal zerstört wurde, haben wir keine handgreiflichen Beweise. Zahlreiche äußerst dünnwandige Bronzen können jedoch nur auf diese Weise entstanden

¹⁾ Bronzeimer (Eisten und Situlen) vgl. Göze, Ostprignitz S. 61 und Rauschendorf, Kr. Ruppin, Märk. Mus. II. 16191.

sein. In der Öffnung, durch welche die flüssige Bronze gegossen wurde, entstand immer ein Gußzapfen, der aber leicht abgebrochen werden konnte. Hierauf wurde die Gußnaht sorgfältig abgefeilt und das gegossene Stück meist noch verziert, wobei man einen schmalen Bronzemeißel als P u n z e verwendet (Taf. VI).

2. Kleidung.

Im Königsgrabe von Seddin waren an einem Stückchen Eisen Fellreste angetrocknet. Es ist nicht unmöglich, daß die Fellreste von Kleidungsstücken herrühren. Trotzdem wäre es ganz irrig, in diesem Funde einen Beweis dafür zu sehen, daß man sich in der Bronzezeit ausschließlich mit Fellen gekleidet habe. Wahrscheinlich sind es hier Überbleibsel einer kostbaren Pelzverbrämung. Die kleine Nähnadel aus demselben Grabe wäre für Pelzbearbeitung viel zu schwach. Aber auch die beiden manschettenknopfähnlichen Doppelknöpfe würden für Fellkleidung nicht ausreichen. Der Schluß, daß während der Bronzezeit nicht nur Fellkleidung getragen wurde, ließe sich auch aus der Verwendung oft sehr zierlicher und kleiner Gewandnadeln oder Fibeln ziehen. So könnten wir schon nach Beobachtungen an märkischen Funden behaupten, daß die gewöhnliche Kleidung der bronzezeitlichen Bevölkerung nicht ausschließlich aus Fellen bestanden haben kann. Weit besser aber können wir uns über diese Frage unterrichten, wenn wir wieder über die Grenzen der Mark hinausgehen, nach Mecklenburg, Dänemark und Schweden, also in Länder, deren Kultur damals genau dieselbe war wie die der Mark. Dort wurden unter besonders günstigen Umständen mit den auch in der Mark vorkommenden Geräten und Schmucksachen Kleidungsstücke gefunden, die uns über Männer- und Frauenkleidung während der Bronzezeit genaueste Auskunft geben.

In dem Kegelgrabe von Blengow in Mecklenburg¹⁾ war der Tote in ein wollenes Gewand gehüllt, das am Halse durch eine goldene Fibel, am Gürtel durch einen Bronzeknopf zusammengehalten wurde. Die Art des Gewebes erkennen wir an der Probe eines braunen Schals mit hellgelber Kante. Der ganze Schal war 1,50 m lang und etwa 60 cm breit. Er stammt aus einem schwedischen Grabe.²⁾

Vollständige Männer- und Frauenkleidung kennen wir aus dänischen Gräbern.³⁾ Die Wollstoffe haben sich in Eichensärgen sehr gut erhalten.

Der Mann trug einen Rock, der durch einen an den Enden mit Quasten besetzten Gürtel zusammengehalten wurde. Aber dem Rock wurde ein Mantel getragen, der aus einem Stück gearbeitet war und am Halse einen Ausschnitt hatte. Der Schädel des Skeletts war zerstört, Gehirn und Haar fand man wohl erhalten. Auf dem Kopfe saß eine Mütze aus dicker Wolle, an der Außenseite mit Zotten besetzt, die in Knoten endigten. Außerdem lagen in dem Sarge außer den Waffen noch eine zweite Mütze und die beiden Teile eines mit Fransen besetzten Schals.

Auch die Kleidung der Frau ist uns genau bekannt. In einem jütischen Grabhügel fand man ein Frauenskelett, das vollständig bekleidet war. Das lange Haar wurde sogar von einem kunstvoll angefertigten Haarnetz zusammengehalten. Alle Stoffe

¹⁾ R. Bely: Vorgesch. von Mecklenburg, S. 39 ff.

²⁾ O. Montelius: Kulturgesch. Schwedens, S. 90.

³⁾ S. Müller: Nordische Altertumskunde I, S. 268 ff.

waren hier ebenfalls aus Wolle hergestellt. Die roheren Gewebe enthielten auch Hirsch- und Rinderhaare. — Aus der jüngeren Bronzezeit ist aus Dänemark auch ein allerdings ganz vereinzelt auftretendes Leinengewebe bekannt.

3. Waffen.

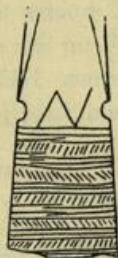
In den bronzezeitlichen Hügelgräbern liegt ein mannhaftes Heroengeschlecht bestattet. Schwerter (Taf. III, 21) und Dolche¹⁾ lassen sich so gut wie Urte und Fibeln in ihrer ganzen Entwicklung verfolgen. Während der ältesten Bronzezeit gab es noch keine Schwerter. Dagegen wurden breite dreieckige Dolchklingen rechtwinklig an einem Schaft befestigt; so entstanden die Schwertstäbe (Abb. 211), die während der ersten Periode fast in ganz Europa vorkommen und im Norden meist Metallschäfte haben. Es sind wohl mehr Prunkwaffen gewesen; denn für den Kampf waren sie zu schwach.

Neben Schwertern und Dolchen kennen wir Lanzen-
spitzen (Taf. III, 12; Abb. 212—214), die in vielen Fällen schön verziert sind. In der Tülle einer Bronzelanzenspitze von Dannenwalde, Kr. Ost-Prignitz, steckt noch ein Teil des mit einem Bronzenagel befestigten Schaftes aus Eschenholz. Während der älteren Bronzezeit sind außer Pfeilspitzen aus Bronze auch noch solche aus Feuerstein in Gebrauch. In einem Grabe von Weitzendorf, Kreis Ost-Prignitz, lagen drei Bronze- und drei Feuersteinpfeilspitzen. Später kommen Pfeilspitzen aus Feuerstein kaum noch vor.

Auch Schutzwaffen fehlen nicht ganz. In einem Torfmoore bei Weitzsch, Kreis Guben, wurde neben zwei Halsringen und einer Dolchklinge ein Helm gefunden, und aus der Prignitz stammen zwei prächtige Bronze-
schilde, die mit getriebenen Buckeln verziert sind.²⁾



Abb. 211. Schwertstab von Mezelthin, Kr. Ruppin. Märk. Mus. II. 5364 (Nachbildg.).



Strichverzierungen auf Bronzelanzenspitzen.

Abb. 212. Pritzwalk, Kr. Ostprignitz. Märk. Mus. II. 16224. $\frac{2}{3}$.

Abb. 213. Dannenwalde, Kr. Ostprignitz. Mit dem Rest eines Schaftes aus Eschenholz. Märk. Mus. II. 6222. $\frac{1}{2}$.

Abb. 214. Eanenhagen, Kr. Prenzlau. Märk. Mus. II. 9619. $\frac{2}{3}$.

¹⁾ Bronzedolch von Magnushof. Mus. in Prenzlau. Uckermärk. Mitt. II, 1.

²⁾ A. Götz: Vorgeschichtliche Denkmäler. Ostprignitz. S. 49, Abb. 8 u. 9.

4. Schmuck.

Bernstein wurde während der Bronzezeit als Schmuck nicht mehr so häufig verwendet wie in der Steinzeit, wahrscheinlich aus dem einfachen Grunde, weil sich der gelbe Bernstein von der goldähnlich glänzenden Bronze doch wenig oder gar nicht abgehoben hätte. Dagegen trifft man das Gold bereits häufig an, namentlich in Form von kleineren und größeren Ringen. Zu dem Depotfunde von Wustermarke gehört ein kleiner Fingerring, ein sogenannter Noppenring, dessen Schauffseite vier Doppelwindungen hat, während die Rückseite nur eine einzige aufweist. In den Gräbern von Weitgendorf wurden allein drei Goldfingerspiralen gefunden und in der kleinen bronzenen Schmuckdose von Feldberg in Mecklenburg (Abb. 215; Taf. III, 8—10) an der märkischen Grenze lagen nicht weniger als fünf dieser Goldspiralen. Die Dose selbst ist an der Unterseite prächtig ornamentiert, und zwar waren die Vertiefungen augenscheinlich mit Harz ausgelegt, das sich mit seiner bräunlichen Farbe deutlich vom bronzenen Grundton abhob. Diese Schmuckdose wurde am Gürtel getragen, den nicht selten auch bronzenen Schmuckplatten zierten, die teils als kleine Buckel aufgehftet waren, teils auch in einer Größe auftraten, daß man sie früher als Schildbuckel auffaßte. Neben den Fingerringen kommen in Bronzefunden sehr häufig Armspiralen, Armbänder, Arm- und Halsringe vor. Außer den schon betrachteten Gewandnadeln gebrauchte man in großer Zahl kürzere und längere Bronzenadeln sowie Doppelknöpfe, die ebenfalls den praktischen Zweck hatten, das Gewand zusammenzuhalten, zugleich aber auch als Schmuckstücke dienten. Schmuckstücke waren auch die kleinen Bronzekämme, wie wir einen im Königsgrabe von Seddin kennen lernten.

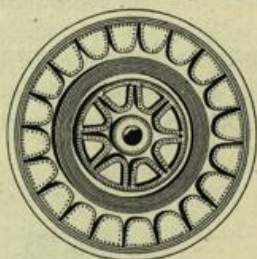


Abb. 215. Verzierung auf der Schmuckdose von Feldberg. (Siehe Taf. III, 8—10.)
3/6.



Abb. 216. Verzierung auf der Gürtelplatte von Hegermühle, Kr. Oberbarnim. [Auschnitt.]
Im Kgl. Mus. f. Völkerkunde. 1/3.

5. Die Gräber der Bronzezeit.

Die Sitte der Leichenbestattung wurde aus der Steinzeit in die frühe Metallzeit mit hinübergenommen. Man begrub die Toten weiter in unterirdischen Steinkammern, über die man nun aber gern einen aus Steinen und Erde geschichteten Hügel wölbte. Gräber der ersten Bronzeperiode sind äußerst selten. Im südlichen Teile

der Mark machen sich um diese Zeit gewisse Einflüsse des Unjetitzer Grabtypus¹⁾ mit seinen Hocker skeletten und eigenartigen Gefäßformen geltend. Die zweite Periode wird in den nördlichen Nachbarländern, z. B. in Mecklenburg, charakterisiert durch schöne Kegelgräber. In ihrem Innern bergen diese gut erhaltene Holzsärgе aus Baumstämmen, in denen man Skelette in vollem Schmucke fand, mit Waffen und Wollkleidern angetan. In der Mark selbst hat man ein so herrliches Denkmal wie z. B. das Kegelgrab von Blentgow²⁾ in Mecklenburg aus dieser Zeit noch nicht gefunden. Doch nicht allzufern stehen ihm die herrlichen und wissenschaftlich hochbedeutenden Funde aus den Kegelgräbern bei Weitgendorf, Kreis Ostprignitz, die der dritten Periode angehören. Alle Hügel bei Weitgendorf enthielten große Steinkistengräber, in denen die Skelette allerdings vergangen waren.

Während der dritten Bronzezeitperiode wurden die Leichen also auch noch bestattet. Während dieser Zeit macht sich aber ein gewaltiger Umschwung bemerkbar. Der in Einzelfällen schon während der jüngsten Steinzeit auftretende Leichenbrand kommt jetzt mehr und mehr in Aufnahme und setzt sich bei fast allen indogermanischen Völkern so vollkommen durch, daß während der vierten Periode ausschließlich Leichenbrandgräber angelegt wurden.

Dieser Umschwung im Grabritus hat sicher einen Umschwung in der Anschauung vom Leben nach dem Tode als Ursache gehabt. Man betrachtete die Erhaltung des Körpers nicht mehr als eine unbedingt nötige Grundbedingung für das Leben der Seele nach dem Tode. Im Gegenteil schrieb man dem Feuer reinigende, läuternde Kraft zu. Der Leichnam wurde auf einen Holzstoß gelegt, und nach dem Verbrennen auf der mit Steinen gepflasterten oder mit Lehmestrich bedeckten Ustrina³⁾ sammelte man die übrig gebliebenen Knochenreste in einem Ton- oder Bronzegefäß so, daß die Knochen der unteren Gliedmaßen unten lagen und die Schädelteile oben. Daß man trotzdem an ein Fortleben der Seele glaubte, bezeugen die oft zahlreichen Beigefäße, die gewiß ursprünglich mit Speise und Trank gefüllt waren, und vor allem die Geräte, die man dem Toten mit ins Grab gab. Das prächtigste Brandgrab der Mark und eines der schönsten überhaupt ist ja das Königsgrab von Seddin.

Der Leichenbrand hat dann mit wenigen Ausnahmen geherrscht, bis durch Einführung des Christentums die im Orient von früher her beibehaltene Sitte der Leichenbestattung wieder eingeführt wurde. Neben den Hügelgräbern kommen während der Bronzezeit auch schon Flachgräber vor.

6. Religion.

Über die religiösen Vorstellungen der bronzezeitlichen Bevölkerung sind wir naturgemäß bis jetzt wenig unterrichtet, und zwar nicht nur deswegen, weil ja alle schriftlichen

¹⁾ H. Hahn: Das vorgeschichtl. Europa. Monographien zur Weltgeschichte. Delhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig 1910, S. 48.

²⁾ R. Veltz: Die vorgeschichtl. Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin. Textband. S. 216, Abb. S. 217.

³⁾ Käte Riefen, Mannus I, 1909.

Quellen fehlen, sondern auch, weil man der Frage nicht immer die Beachtung geschenkt hat, die sie verdient. In neuerer Zeit sucht man mit gutem Erfolge auch diesem überaus schwierigen Probleme weiter auf den Grund zu kommen.

Darüber ist man sich vollkommen einig, daß der Sonnendienst eine bedeutende Rolle spielte, wenn er nicht überhaupt im Mittelpunkt des religiösen Interesses stand. Das häufig auftretende Symbol der Sonne ist das Rad.¹⁾ Eine besondere Form dieses Sonnenrades ist das Hakenkreuz, das bei allen indogermanischen Völkern als Sonnensymbol gilt. Bei dieser Bedeutung des Rades ist es nur natürlich, wenn der Wagen (Abb. 217) im Sonnendienst eine hervorragende Stelle einnimmt. Bronze- und Tonwagen sind auch in der Mark gefunden worden. Die letzteren sind wegen ihrer Zerbrechlichkeit natürlich seltener.

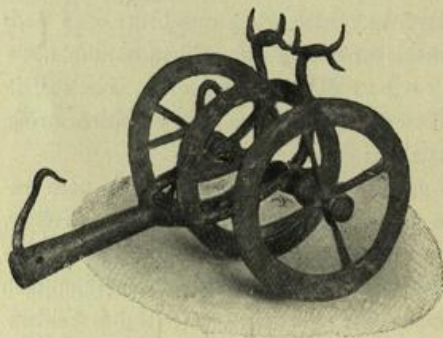


Abb. 217. Bronzewagen von Burg im Spreewalde.

Sonnenscheiben sind in Dänemark und Schweden zutage gefördert worden, und ein ganzer Sonnentempel von gewaltiger Ausdehnung stand im südlichen England.²⁾ Noch heute pilgern die Landleute der Umgegend von Stonehenge am Tage der Sommersonnenwende zu den Ruinen jenes aus mächtigen Steinblöcken erbauten Heiligtums, wo der am Altar stehende Priester zwischen zwei Pfeilern hindurch genau über einem Steine auf der nach Osten gerichteten Straße die Sonne aufgehen sah. Astronomen haben berechnet, daß dieser Sonnentempel um das Jahr 1680 v. Chr. erbaut sein muß. Hätte man zu einer Zeit, als die Mark an Steindenkmälern der Vorzeit noch reicher war, auf derartige Dinge geachtet, so brauchten wir vielleicht nicht nach Belegen aus anderen Ländern zu suchen. Mit dem Sonnendienst und dem Lauf der Sonne werden auch die Trojaburgen in Verbindung gebracht, die ja heute noch bei den Spielen unserer Kinder beliebt sind.

Als ein weiteres Symbol der Sonne galt das Schiff, das Boot, das nicht nur auf schwedischen Felsenzeichnungen, sondern auch auf einem märkischen Bronzemeser zu finden ist (Abb. 218). Als Attribut des Himmelsgottes wurde die Art verehrt, zunächst wohl die Doppelart. Doch auch Prachtbeile, die für den Gebrauch vollkommen ungeeignet sind und oft noch den Tonkern im Innern haben, waren gottesdienstliche Geräte.

Dem niederen Aberglauben dienten als schützender Zauberschmuck sowohl An-

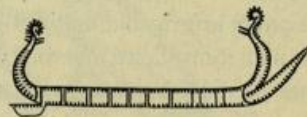


Abb. 218. Schiff mit Steuer und Sonnenbildern. Verzierung auf einem Bronzemeser von Warnow, Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 22659. ^{2/3}.

¹⁾ O. Montelius: *Mannus* I, S. 54 ff.

²⁾ Vgl. dazu: Schuchhardt, Pastor usw. *Zeitschr. f. Ethnol.* 1911, S. 163 ff. — C. Schuchhardt: *Prähist. Zeitschr.* II, 1910, S. 292. — W. Pastor: *Aus german. Vorzeit* 1907, S. 54.

hänger in Radform als auch Steinchen mit eigentümlichen Zeichen, und die „Kinderflapper“, Figuren oder hohle Geräte aus Ton mit Tonkugeln im Innern, mögen zuweilen auch benutzt worden sein, um böse Geister zu verschrecken.

E. Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch in der Nähe von Berlin.

I. Die Anlage des Dorfes und der Häuser.

Einer der größten und verhängnisvollsten Fehler, den die märkische Vorgeschichtsforschung bisher begangen hat, ist der, daß sie die Erkenntnis der Vorzeit fast ausschließlich aus Gräberfunden zu fördern bemüht war und die Wohnstätten ganz und gar vernachlässigte. Das Bild, das auf diese Weise von der Kultur der Vorzeit gewonnen wurde, war einseitig. Dem Toten legt man nicht jeden beliebigen Gegenstand des täglichen Gebrauchs ins Grab. Nur, was ihm besonders lieb war, gibt man ihm mit auf den dunklen Weg ins Jenseits, ein Andenken, das ihm einmal von freundlicher Hand geschenkt worden ist, ein Schmuckstück, eine Waffe. Die Kultur der Gräber ist in gewissem Sinne eine Paradekultur. Wir aber wollen auch die Kultur des täglichen Lebens kennen lernen. Gräber liefern in kürzerer Zeit beim Ausgraben schöne Altertümer, Gefäße, Bronzen usw. Daher sind sie von jeher das Ziel der Forscher, aber auch des wildesten Raubbaues gewesen. Wohnstätten auszugraben, ist schwieriger. Oberflächliche Arbeit oder Raubbau erreichen überhaupt nichts. Hier kann nur die schrittweise und systematisch fortschreitende Methode Ergebnisse erzielen. Wohnstätten erfordern unendlich viel Mühe und auch große Mittel. So sind die Wohnstätten vor Raubbau ohne besonderes Gesetz völlig gesichert. Hat man in Deutschland und ganz Nordeuropa selten Wohnstätten untersucht, so in der Mark bis vor kurzem noch nie. Die Beobachtungen Bötkchers bei Jauchel und Niederjeser, Kr. Sorau,¹⁾ geben kein klares Bild. Bei weitem mehr läßt sich schon aus den Berichten des um die märkische Vorgeschichte so hochverdienten Professors H. Jentsch über die Ausgrabungen bei Buderose und auf dem „Heiligen Lande“ zu Niemitsch entnehmen.²⁾ Den ersten Grundriß eines Hauses fand C. Schuchardt im September 1909 auf der Römerschanze bei Potsdam,³⁾ und im Jahre 1910 gelang es mir, auf städtischem Gelände bei Buch ein ganzes Dorf aus der jüngeren Bronzezeit⁴⁾ aufzudecken.⁵⁾

¹⁾ Niederl. Mitteilungen II, S. 275.

²⁾ Gubener Progr. 1889, S. 3 ff.

³⁾ C. Schuchardt: Prähistor. Zeitschr. I, S. 229 ff. und Tafel XXII.

⁴⁾ A. Kiehebusch: Das vorgeschichtl. Wohnhaus bei Buch. Brandenburgia, Monatsbl. XVIII, 1910, S. 408. — Ders.: Die Ausgrabung eines bronzezeitl. Dorfes bei Buch. Prähist. Zeitschr. II, 1910, S. 371 ff.

⁵⁾ Mittlerweile habe ich auch bei Paulshof, Kr. Niederbarnim, einen Grundriß aufgedeckt und bei Hasenfelde, Kr. Lebus, ein zweites Dorf festgestellt, dessen Häuser denselben Typus aufweisen, zum Teil aber einer späteren Zeit angehören. Bei Tackel in der Nähe von Friesack liegt ein ganzes Dorf unter 3–4 m hohen Sanddünen verschüttet. Pfarrer Wolfram machte mich in dankenswerter Weise auf einige Spuren aufmerksam, und ich habe bereits zwei Grundrisse freigelegt. Alle diese Untersuchungen wurden im Sommer 1911 mit Mitteln des Märkischen Museums ermöglicht.

Das vorgeschichtliche Dorf bei Buch liegt auf einer diluvialen Erhöhung, die ringsum von Niederungen, Wasserläufen und Brüchen eingeschlossen wird, nordwestlich vom heutigen Dorfe auf dem entgegengesetzten Ufer der Panke. Die ehemals besiedelte Fläche umfaßt etwa 160 000 qm oder 64 Morgen und nimmt einen großen Teil der Erhöhung ein, die, aus Sand und Kies bestehend, nur hier und da von Wasserlöchern durchsetzt ist. Immerhin blieb für Garten- und Ackerbau genügend Raum zur Verfügung. Der Platz eignete sich ausgezeichnet zur Besiedlung. Er lag völlig trocken, bot Schutz gegen Überfälle, und die Versorgung mit Wasser machte keine Schwierigkeiten. Das Dorf war während der ganzen jüngeren Bronzezeit, also Jahrhunderte hindurch bewohnt. Nach der Mitternacht zu haben mehrere Häuser nacheinander ungefähr auf demselben Platze gestanden, so daß sich in vielen Fällen nicht mehr unterscheiden läßt, zu welchem Hause die erhaltenen Überreste gehörten. Wie groß die Zahl der Häuser gewesen ist, die zu gleicher Zeit hier eine Dorfgemeinde bildeten, ist aus diesem Grunde nicht mehr genau zu ermitteln. Sicher ist aber, daß die Ansiedlung bei Buch unseren heutigen größeren Bauerndörfern an Größe nichts nachgab.

Die einzelnen Häuser lagen in der Regel nicht wie heute an einer Straße, sondern jeder baute sein Haus gerade so, wie es ihm gefiel oder wie er am besten Platz hatte. Die Giebelseiten der Häuser sind nach den verschiedensten Himmelsgegenden gerichtet. An der Peripherie, wo die Besiedlung weniger dicht gewesen ist, läßt sich erkennen, daß die einzelnen Häuser nicht dicht nebeneinander, sondern durch größere Zwischenräume voneinander getrennt standen.

Die Häuser waren sämtlich viereckig, aber nicht genau rechteckig gebaut. Die Wände wurden durch etwa 30 cm starke Holzpfosten gestützt. Diese Pfosten standen bis zu 1 m tief in der Erde, nicht selten auf einer Steinunterlage und wurden seitlich mit Steinen verkeilt, um ihnen besseren Halt zu geben. Aber der Erde werden sie also ungefähr 2 m hoch gewesen sein. Die senkrecht stehenden Pfosten wurden durch wagerecht übereinandergelegte dicke Baumstämme verbunden, die man mit Ruten an den Pfosten festband. Die Fugen zwischen den nur abgeschälten und allensfalls noch roh behauenen Stämmen strich man mit Lehm aus. Dieser war nicht mit Stroh, sondern mit kleineren Steinen vermischt. An den Ecken des Hauses kreuzten sich die Baumstämme und ragten, ähnlich wie beim Blockbau, über den Kreuzungspunkt hinaus. Das Haus wurde durch eine Mittelwand in einen größeren und einen kleineren Raum geschieden. Im größeren lag stets der Herd, während der kleinere nicht selten nur den Charakter einer Vorhalle hatte. In einigen Fällen war die Hälfte des Vorraumes noch als besonderes Zimmer abgeteilt.

Der Herd bestand in den weitaus meisten Fällen aus vielen kleineren und größeren, sorgfältig gepackten Feldsteinen. Die Steine sind vom Feuer stark geschwärzt und durch anhaltende Einwirkung des Feuers teilweise so mürbe geworden, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann. Neben dem Herde liegt häufig eine Grube, in welche die vom Herde abgeräumten Brandreste geworfen wurden. In unmittelbarer Nähe eines Herdes wurde ein sorgfältig behauener Stein gefunden, der augenscheinlich als Herdsitz gedient hat. Neben einem anderen Herde lag noch ein verkohlter Holzhaufen. In einigen Häusern waren große Tongefäße in den Boden eingelassen, um darin Vorräte auf-

zubewahren. In der Nachbarschaft eines großen Steinherdes fand sich eine Grube, die mit Eicheln gefüllt war. Die Eichel n waren enthülst, gespalten und geröstet; sie können also nur zur Nahrung gedient haben, was um so mehr anzunehmen ist, als sie mehrfach an Herdstellen angetroffen wurden. Auf den Herden lagen auch andere Reste der Mahlzeit, namentlich Tierknochen, und zwar neben den Knochen unserer heutigen Haustiere vor allem Reste von Hirsch und Reh, aber auch von zahlreichen Vögeln. Die Abfälle der Küche und des ganzen Haushalts sind sorgfältig vergraben; sie scheinen also für den Ackerbau noch nicht nutzbar gemacht worden zu sein. Das Haus wurde rings von einem Zaun umschlossen.

Die Häuser waren, wie wir gesehen haben, schon fest gebaut. Sie boten Schutz gegen die Unbilden der Witterung, auch gegen die stärksten Stürme. Erwärmt wurde das Haus durch das Herdfeuer. Bei dem offenen Herde durfte der Bodenraum von dem Wohnraum nicht durch eine Decke getrennt werden, sonst hätte der Rauch nicht genügend Abzug gefunden. Die Giebel ragten höher empor als die Seitenwände. Das Dach war also kein Walmdach. Die Tür konnte ich in mehreren Fällen an der Giebelseite beobachten. Sie führte in den Vorraum, und aus diesem gelangte man durch eine zweite Tür in den Herdraum. Das Licht empfingen beide jedenfalls durch die offen stehenden Türen und von oben. Der Fußboden ist weder mit Holz noch mit Steinen oder Lehm bedeckt. — Sehr häufig waren an einer oder an mehreren Seiten des Hauses noch schmale Räume vorhanden, die wahrscheinlich zur Aufbewahrung von Holzvorräten, Brettern, Leitern, Stangen u. dgl. dienten. Die Begleitpfosten, welche die Wände dieser Gänge stützten, zeigten sich zumeist schwächer als die Hauptpfosten des Hauses.

Im Innern eines Hauses konnten auch die Stützen für eine an der Wand entlang laufende Ruhebank nachgewiesen werden. Nicht selten befindet sich im Hause ein Mittelpfosten zur Stütze des Daches. Die Größe der Häuser schwankt zwischen 15 und 70 qm. Neben einer großen Halle, die selber einen Steinherd im Hauptraum hatte, lag eine kleine Hütte mit zwei Steinherden, die den größten Teil des ganzen Raumes einnahmen. Es muß also eine Art Küchenhaus gewesen sein. Unmittelbar an diese erste Hütte schlossen sich noch sieben andere Häuschen von derselben Größe, deren jedes aber nur einen Herd besaß. Alle Hütten müssen gleichzeitig auf dem Platze gestanden haben; denn die Wände der einen stehen in gleichem Abstände von den Wänden der anderen. Da wäre es wohl einfacher gewesen, allen Hütten eine gemeinsame Vorder- und Hinterwand zu geben und die einzelnen Räume nur durch eine Wand zu trennen. Das widerspricht aber augenscheinlich dem Prinzip der damaligen Bauweise. Auch auf griechischem Boden und im alten Troja bestehen größere Paläste und Bibliotheken aus zahlreichen aneinandergebauten kleineren Einzelhäusern, so daß nicht selten der eine Raum vom anderen durch zwei Wände getrennt ist und selbst die Hauptwände das Gebäude nicht immer in geraden Linien durchschneiden. Die Ähnlichkeit des bronzezeitlichen Hauses bei Buch mit dem altgriechischen Hause, dem Megaron, das ja auch aus Vorhalle und Hauptraum besteht, ist überhaupt eines der interessantesten Ergebnisse der Ausgrabungen bei Buch. Die zahlreichen Grundrisse bei Buch (bis jetzt 97) haben bestätigt, was sich nach der Aufdeckung des Hauses auf der Römerschanze vermuten ließ und was Hennig¹⁾ aus der Ähnlichkeit

¹⁾ Rud. Hennig: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. 1882.

des Grundrisses altnordischer Bauernhäuser mit dem des griechischen Megaron hypothetisch erschlossen hatte.

In einem Stück aber unterscheiden sich die Häuser von Buch von den griechischen wesentlich. Im Norden konnte man damals noch nicht den rechten Winkel konstruieren, während das in Griechenland schon möglich war. Die nordischen Häuser sind also ihrer Form nach bei weitem ursprünglicher. Sollte sich das griechische aus dem nordischen Hause entwickelt haben, so würde uns diese Tatsache bezüglich der Herkunft aller Indogermanen Ausblicke von äußerster Tragweite eröffnen. — Viehställe waren bei Buch bisher nicht zu finden. Dagegen befand sich etwa in der Mitte der Ansiedlung ein Platz, auf dem nie ein Haus gestanden haben kann; nur Spuren eines schuppenartigen Gebäudes waren vorhanden. In der Umgebung desselben lag eine ganze Reihe von Herdstellen, die große Mengen von Tierknochen aufwiesen. Jedenfalls hatte der freie Platz für Viehhaltung und Viehverwertung große Bedeutung.

Die ganze Ansiedlung bei Buch ist noch vor dem Beginn der Eisenzeit verlassen worden. Vielleicht haben die damaligen Bewohner das Dorf auf das jenseitige Pankeufer verlegt; vielleicht auch bricht die Besiedlung um diese Zeit jäh ab, um erst wieder in späterer Zeit an anderer Stelle einzusetzen. Spuren der früh-eisenzeitlichen Ansiedlung haben sich bis heute bei Buch noch nicht gefunden. Bei der Bedeutung, welche diese Frage für die Beurteilung der Stammeszugehörigkeit der Bewohner von Buch hat, ist weitere Nachforschung in der Umgegend von Buch von größter Wichtigkeit.

Jahrhunderte hindurch hat man von der ältesten Besiedlung bei Buch nichts gewußt. Die verlassenen Hütten waren wohl verbrannt oder nach und nach verfallen, und die Vegetation nahm von dem Platze Besitz. Durch Pflanzenwuchs und Ackerbau wurde der oberste Teil der Kulturschicht in Humus und Ackerkrume verwandelt. Die Humusschicht verlor im Laufe der Zeit ihre schwarze Färbung, und die Kulturreste, die sie enthielt, wurden durch die Bebauung des Landes in unzählige Stücke zerteilt, so daß sie heute nur noch dem scharf prüfenden Auge bemerkbar sind. Wenn der Pflug einmal etwas tiefer griff, so riß er wohl einen Teil der schwarzen Kulturschicht mit nach oben, und in Buch erklärt man sich diese Reste als Spuren eines „Napoleonischen Lagers“ oder von „Manöverfeuern“.

Trägt man die Humusschicht in einer Stärke von 25—30 cm ab, so stößt man auf die ebenso dicke alte Kulturschicht, die aus schwarzer Erde besteht und durch Häuserbrand und dem Abraum der Herdstellen entstanden ist und Massen von Tierknochen, Holzkohle, Gefäßresten und allerlei Werkzeugen enthält. Wird auch die Kulturschicht abgehoben, so kommt man auf den hellgelben Sand, den gewachsenen Boden. Von ihm heben sich aber die einstigen Pfostenlöcher, die Herd- und Abfallgruben mit ihrer schwarzen Füllung deutlich vom Boden ab. Auch Reste der Pfosten sind übrig geblieben. Der größte Teil ist natürlich vergangen; aber durch die beim Eingraben des Pfostens in das Pfostenloch mit eingefüllte Erde hat sich der vor dem Einsetzen angefohlte Pfosten lange erhalten und ist in manchen besonders günstigen Fällen noch heute vorhanden. Steinherde finden sich in großer Fülle vor. Wo der Brand heftig gewütet hat, wurde der Lehmewurf ziegelartig hart gebrannt; während der Lehm sonst aufgeweicht ist, haben sich die gebrannten Brocken erhalten, lassen uns durch ihre Lagerung im Verein mit den Pfostenreihen und

den Balkenspuren die Richtung der Wände erkennen und verraten uns durch ihre Eindrücke auch, wie die Wand gebaut war.

Gefäßreste und Werkzeuge sind in so großer Zahl gefunden worden, daß sie allein uns beinahe ein Bild der Kultur geben könnten.

In ganz erstaunlicher Weise erinnert die Kultur der Bewohner von Buch in ihrer Reichhaltigkeit an die Kultur der vielfach gleichzeitigen Pfahlbauten der Schweiz. Daß wir davon überrascht sind, liegt eben in erster Linie daran, daß wir bisher die Kultur der Bronzezeit fast ausschließlich aus Gräbern kannten. Manches Gerät, das man bis dahin nur den scheinbar höher kultivierten Pfahlbauern zuschrieb, wird nach und nach in den Wohnstätten unserer Gegend auftauchen.

Das keramische Material der Ansiedlung von Buch steht durch die Geschicklichkeit in der Bearbeitung des Tones sowohl wie durch den Reichtum der Formen und Verzierungen den Tongefäßen aus den Gräbern vom Lausitzer Typus nahe. Große Vorratsgefäße bis zu einer Höhe von $\frac{1}{2}$ m und kleine Fläschchen und Näpfschen, die nur wenige Zentimeter hoch sind, Bruchstücke aller Formen vom rohesten Topfe bis zum sorgfältig gearbeiteten Buckelgefäß, Deckel in jeder möglichen Ornamentierung umgrenzen den ganzen reichen Formenkreis der Tonware.

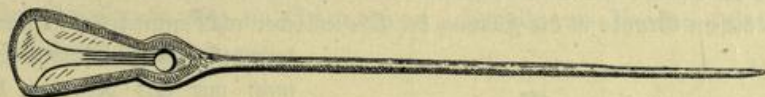


Abb. 219. Nadel von einer Bronzeffibel. Buch. Märk. Mus.

Steinbeile und Steinhämmer wurden in Buch nicht selten verwendet, aber noch bei weitem häufiger sind Knochengerate. Hirschhornhacken dienten zur Beackung des Bodens, Pfrieme aus Knochen bei Bearbeitung der Felle und zur Herstellung der Kleidung; spatelförmige Spitzen fanden wahrscheinlich auch Verwendung bei der Verzierung der Tongefäße. Knochenperlen reihete man zu einer Halskette aneinander. Griffe der Handwerksgeräte und Paradestäbe sind ebenfalls aus Knochen hergestellt. Aus Knochen ist auch eine Backenstange vom Pferdegebiss geschnitten, die dreimal durchbohrt ist, einmal in der Mitte von rechts nach links zur Befestigung des durch das Maul gezogenen Gebisses, und zweimal, oben und unten, von vorn nach hinten zum Durchziehen der Zügelenden.

Bronze ist verhältnismäßig seltener angetroffen worden. Das ja auch heute noch kostbare Metall wurde sorgfältig verwahrt. Die Bruchstücke zerbrochener Geräte hat man sicher zu neuen Werkzeugen oder Schmuckstücken umgeschmolzen. Dennoch ging hin und wieder ein wertvolles Stück verloren, und neben kleineren und größeren formlosen Bronzeresten wurde ein etwa 40 cm langer kantiger Bronzedraht, eine Bronzepunze, die zum Einschlagen der Ornamente auf Bronzegegeräten diente, mehrere gut erhaltene und mehrere zerbrochene Nadeln, aber auch ein vollständig erhaltenes Bronzemeser mit aufwärts gebogener Spitze und die lange, durchbohrte und auf dem sehr breiten Ende verzierte Nadel von einer großen Bronzeffibel gefunden (Abb. 219).

Messer und Nadel sind allein schon kleine Kunstwerke. Daß man aber versuchte,

auch aus Ton kunstvolle Gebilde herzustellen, dafür zeugen zwei Geräte, die wir jedenfalls als Lampen ansprechen müssen und denen man die Gestalt eines Vogels und eines vierfüßigen Tieres mit langem Halße, also vielleicht eines Salamanders, gegeben hat. Am merkwürdigsten sind fingerlange *Configuren*, die wohl Hundeköpfe darstellen sollen.

So bietet uns die Wohnstätte bei Buch nach allen Seiten hin Einblicke in das Leben und Treiben der Bevölkerung während der Bronzezeit. Eine allgemeine Beachtung und Durchforschung der vorgeschichtlichen Wohnplätze wird immer neues Licht bringen. Neben jedem Gräberfelde muß eine Dorfanlage zu finden sein.

2. Der Grundriß eines Hauses.

Grundriß 90.

Der Grundriß (Abb. 220) hat eine Größe von etwa 30 qm. Er weist — wie die meisten anderen — zwei Räume auf, den Hauptraum und die Vorhalle. Letztere ist ungefähr $1\frac{1}{2}$ m breit und liegt in diesem Falle nach Nordwesten. Die Pfostenlöcher der vier Außenwände waren alle genau zu erkennen, da sich die eingefüllte Erde deutlich abhob. An der Stelle dieses Grundrisses hat weder früher noch später je ein Haus gestanden; aus diesem Grunde ist die Füllung der Pfostenlöcher nicht immer tief schwarz, sondern vielmehr grau und besteht also

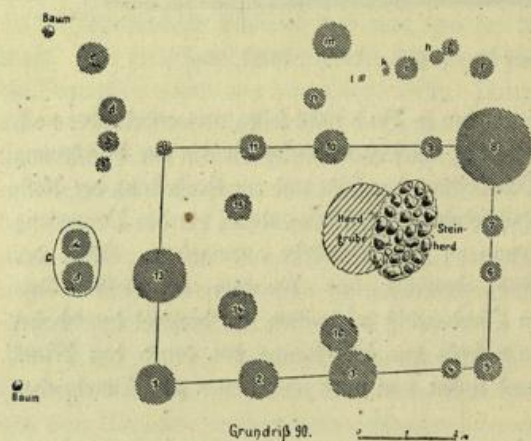


Abb. 220. Buch, Kr. Niederbarnim.

meist nur aus dem mit Humus vermischten Sande. Da in unmittelbarer Nähe sich jedoch andere Wohnstätten befanden, so befremdet es nicht, daß einige der Pfostenlöcher dunkler gefärbt sind.

Im hinteren Teile des Hauptraumes lag der Herd. Er war nur noch zur Hälfte vorhanden. Die Steine der vorderen Hälfte sind jedenfalls beim Abheben der Humusschicht oder vielleicht gar schon früher durch den Pflug weggerissen worden. Die hintere Hälfte dagegen ist ausgezeichnet erhalten. Die etwa kopfgroßen Steine waren vielfach

ganz mürbe und im Feuer auseinandergeplatzt; andere zeigten noch scharfe Kanten, die durch sorgfältiges Behauen entstanden sind. Die Herdgrube, in der die Steine lagen, war noch 0,7 m tief und enthielt in ihrem unteren Teile graue Erde. Unmittelbar unter den Steinen fanden sich zusammenhängende Holzreste, mit deutlich erkennbarer Maserung.

Die Grube und das Holz ließ sich nur unter den noch vorhandenen Steinen, nicht unter dem vorderen Teile des Herdes beobachten. Hier können die Steine nur auf dem flachen Boden gelegen haben; doch konnte man die einstige Grenze noch an dem schwarzen

Rande erkennen, der den Herd von der davor befindlichen Herdgrube trennte, die eine Tiefe von 30—40 cm aufwies und in die man wohl den abgeräumten Herdbrand geschüttet hatte.

Am Pfosten 12 lag außerhalb des Hauses eine Abfallgrube, die reich war an interessanten Funden. Neben zahlreichen (97) Gefäßresten und Tierknochen (17) wurden auch zwei Knochen spitzen gefunden. Die eine ist 8,7 cm lang und hat eine fast an der ganzen Länge hinlaufende Rille. Welchen Zweck diese Rille hat, zeigt die zweite Knochen spitze. Sie war zum größten Teile in einen Holzgriff gefaßt, von dem noch deutliche Reste vorhanden sind. Am unteren Teile erhielt der Holzgriff einen Abschluß durch eine Harzmasse, die den Fingern guten Halt gab und durch den häufigen Gebrauch ganz breit gedrückt worden ist. Außer diesen beiden Knochen spitzen fand sich in der Abfallgrube noch ein Pfriemen, ebenfalls aus Knochen gefertigt, mit deutlichen Abnutzungsspuren vor.

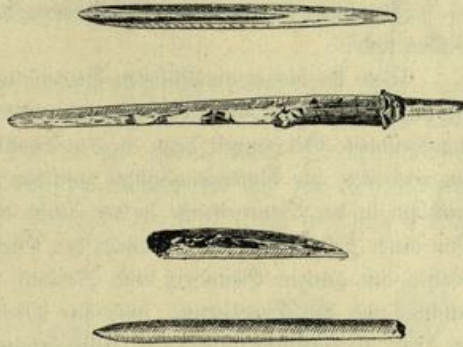


Abb. 221. Knochen spitzen von Buch.

3. Balkenspuren.

Beim Grundriß 90 konnten wir die Richtung der das Haus einschließenden Wände durch Pfostenreihen feststellen. Weiter war von der Wand nichts übrig geblieben. Auch noch auf ganz andere Weise ist es mir in mehreren Fällen gelungen, die Umrisse des ehemaligen Hauses nachzuweisen. Schon beim Grundriß 88 zeigten sich zwischen einzelnen Pfostenlöchern dunkle Streifen, die genau in der Richtung der Wand lagen, also als letzte Spuren der verbrannten oder nur vergangenen Rundhölzer betrachtet werden mußten. Daß diese Deutung richtig war, erwies unter anderem ein in derselben Richtung liegendes, 12 cm langes Stück von einem Rundholze, das noch erhalten war und an dem noch ein Lehmbrocken saß, der denselben Abdruck aufwies wie alle übrigen. Beim Grundriß 87, der zwar schon eher gefunden, aber in seinem ganzen Umfange später aufgedeckt wurde als Grundriß 88, war bereits eine ganze Wand von einem Eckpfosten zum anderen als langer dunkler Streifen vorhanden, und zwei Querschnitte durch diesen Streifen bewiesen, daß die Balken, von denen diese Spuren herrührten, rund gewesen sein mußten. Noch deutlicher waren die Umrisse des Grundrisses 89 zu sehen. Hier hoben sich fast alle Wände als dunkle Streifen vom gewachsenen Boden ab und machten beinahe den Eindruck einer dunklen Zeichnung auf hellem Grunde. Die Linien, welche die Richtung der Wände bezeichneten, waren außerdem noch genau zu erkennen an der Lagerung der Lehmbrocken. Sämtliche dunkle Streifen waren mit Lehmstückchen völlig durchsetzt. Ganz hervorragende Dienste leisteten mir die dunklen Streifen beim Grundriß 94.

Zwar waren nicht alle Wände ihrer ganzen Länge nach an den Streifen zu erkennen. Um so wichtiger waren dagegen einzelne Beobachtungen, die an den Kreuzungspunkten der dunklen Streifen gemacht werden konnten.

Ist es nun überhaupt unbedingt sicher, daß die dunklen Streifen Spuren vergangener Balken sind?

Wenn die bisher angeführten Beweise noch nicht genügen sollten, der mag an allen Gebäuden beobachten, wie Holzbalken vermodern. Ich hatte im Juni dieses Jahres (1911) ausgezeichnete Gelegenheit dazu an der Berliner Festungsmauer, die bei den Ausschachtungsarbeiten zur Untergrundbahn zwischen dem Amtsgericht und dem neuen Wertheimbau in der Grunerstraße in der Nähe des Alexanderplatzes in Berlin zutage trat. Von dieser Festungsmauer, die durch den Großen Kurfürsten gebaut wurde, kannten wir vorher den ganzen Grundriß und Verlauf, die Baumeister, sämtliche Daten der Erbauung und der Erneuerung; nur das Profil der Mauer war unbekannt und konnte bei dieser Gelegenheit zum ersten Male genau beobachtet werden. Als Unterlage hatte man für die 4 m breite, aus Kalksteinen erbaute Mauer mächtige Kiefernbalcken rostartig auf den gewachsenen Boden gelegt und diesen Rost durch dicke Pfähle vor Verschiebung gesichert. Als später die Festung an Wert eingebüßt hatte, ließ man den davorliegenden Graben versumpfen, und im 18., vielleicht sogar erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts errichtete man in der heutigen Grunerstraße ein Gebäude, das zum Teil noch im alten Festungsgraben steht. Die Fundamente dieses Gebäudes grub man nicht bis auf den gewachsenen Boden aus, wo das Haus seinen natürlichen und besten Untergrund gefunden hätte, sondern man sicherte den Unterbau im versumpften Graben durch Balken und Bohlen. Diese Balken und Bohlen sind heute noch so gut erhalten, daß man sie sehr wohl für ein neues Gebäude verwenden könnte. Die ein oder anderthalb Jahrhunderte älteren Balken, Bohlen und Pfosten der Festungsmauer selber sind dagegen in einigen Fällen schon stark angegriffen, teils sogar bereits bis zum Kern hin morsch und mürbe geworden.

Diejenigen Pfähle, welche im Innern die Stadtmauer begleiteten und mit ihren Bohlen der Böschung Halt geben mußten, standen in reinem Sande, also ähnlich wie die Pfosten und Balken in Buch. Holz, das nicht im Sumpf oder im Wasser steht, wird eher von Fäulnis befallen, und so sind auch die Pfähle an der Innenseite der Stadtmauer am stärksten zersetzt.

Die Rinde und die äußeren Teile dieser Pfähle sind kohlschwarz, ohne daß man darum unbedingt annehmen müßte, sie wären vor dem Einsetzen ins Feuer gehalten worden. Vielfach wird das der Fall gewesen sein. Die mit Rinde bedeckten Teile können aber wenig oder gar nicht dem Feuer ausgesetzt gewesen sein, sonst wäre die Rinde selber leicht völlig verbrannt. Die tiefer unter der Rinde liegenden Teile hatten sich teilweise grünlich-gelb gefärbt, und an manchen Stellen war sogar der mit dem Pfahl in Berührung gekommene Sand von derselben Farbe. Denkt man sich den Verwesungsprozeß noch weiter fortgeschritten, so kommt man auf die bei Buch beobachteten Tatsachen. Es ist klar, daß so schwere Balken und Pfosten nicht spurlos verschwinden können. Von oben her fällt in die durch Verwesung der Rundhölzer entstandenen Höhlungen der Boden, der unmittelbar über den Balkenresten lag. Das ist in Buch aber in den meisten Fällen schwarze Kulturerde. Wenn die Balkenspurten in Buch nicht an allen Grundrissen

beobachtet werden konnten, so hat das darin seinen Grund, daß die untersten Rundhölzer meist in der Kulturschicht selber ruhten. Durch dunklere Färbung aber können sie sich nur abheben, wenn sie tiefer in den gewachsenen Boden hinein eingeschnitten waren. Der Querschnitt der dunklen Streifen zeigt auch beim Grundriß 94 nach unten eine Rundung.

Der auf Abb. 222 dargestellte Grundriß 94 bildet wie fast regelmäßig ein Viereck mit schiefen Winkeln. Die hintere Giebelwand ist 4,80 m lang, die vordere dagegen 4 m. Das Haus hat in der Form seines Grundrisses eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Hause, das Professor Schuchhardt auf der Römerschanze fand. Die Längswände sind 5,45 m lang. An der Ostseite ist genau zu sehen, wie die übereinandergelegten Rundhölzer sich kreuzten und bei diesem Hause um $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m über die Kreuzungspunkte hinausragten. Was hier an einem Grundriß beobachtet werden konnte, das war schon an anderer Stelle des Ausgrabungsfeldes an zwei sich kreuzenden Hölzern zu sehen, die ebenfalls die Ecke eines Hauses bildeten, was aus dem noch vorhandenen Steinherde geschlossen werden konnte. In diesem Falle waren die sich kreuzenden Holzreste selber noch vorhanden.

Im Hauptraume des Hauses 94 lag wieder der Herd. Er hatte einen Durchmesser von 1,50 m. Es wurden nur noch wenige Steine gefunden. Unter den Steinen war wieder eine mit Brandschutt, Holzresten, Gefäßbruchstücken angefüllte Grube zu beobachten. Unten lag ein Hirschhorngerät, das vielleicht sogar als Pflug benutzt werden sollte, aber noch nicht fertiggestellt war.

Der Vorraum war bei diesem Grundriß nochmals geteilt. Die Balkenspuren zeigen deutlich, daß in der Ostseite eine kleine, viereckige, geschlossene Kammer vorhanden gewesen sein muß. Wahrscheinlich lief an der Vorderseite des Hauses noch eine auf Säulen ruhende Laube entlang. Die Kreuzung der Rundhölzer an den Ecken gibt uns nun endlich auch eine ausreichende Erklärung für die durch kleinere Begleitpfosten abgegrenzten Seitengänge des Hauses. Bei der ganzen Anlage der Wände ergaben sich diese Gänge an einer Seite oder an mehreren Wänden von selbst. Die Endpunkte der überragenden Rundhölzer brauchten nur durch eine schwächere Wand miteinander verbunden werden, dann hatte man Nebenräume, die zur Unterbringung von Holzvorräten oder dergleichen sich vorzüglich eigneten und zugleich der Außenwand Schutz boten gegen

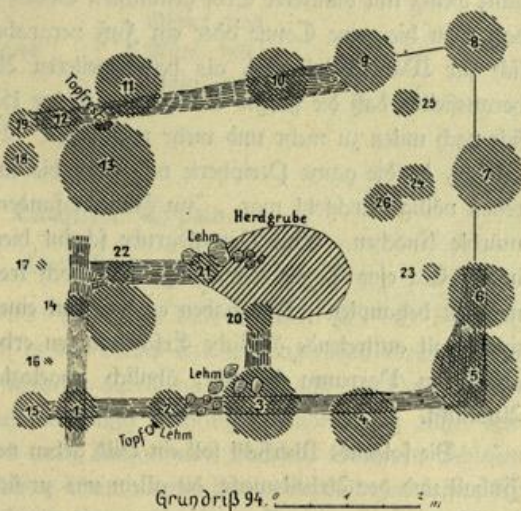


Abb. 222. Buch, Kr. Niederbarnim.

die Einwirkung der Witterung. Für uns sind diese Beobachtungen besonders wertvoll, weil wir wieder einen Schluß ziehen dürfen oder vielmehr ziehen müssen auf die Anlage des Daches. Es versteht sich von selber, daß diese Seitengänge noch unter dem Dache lagen, daß das Dach also mindestens $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m, in einigen Fällen sogar bis zu 1 m über die Hauptwand hinausragte.

Nähe der Südecke des Hauses machte sich im Vorraum nach dem Abheben der Kulturschicht ein Kreis bemerkbar, dessen Peripherie sich als 10 cm breiter Streifen vom gewachsenen Boden abhob. Daß wir es hier nicht mit einer gewöhnlichen Grube zu tun hatten, bewies die Tatsache, daß der Raum innerhalb der Peripherie nicht mit schwarzer, auch nicht einmal mit grauer Erde ausgefüllt war, sondern hellen, nur ganz wenig mit dunklerer Erde gemischten Boden zeigte. Mein erster Gedanke war der, daß man hier eine Tonne oder ein Faß vergraben hatte. Die Vermutung verdichtete sich zur Wahrscheinlichkeit, als beim weiteren Ausgraben des ganzen Umfanges sich herausstellte, daß die größte Breite etwa in der Höhe des Planums lag und die Wände sich nach unten zu mehr und mehr verjüngten. Besonders bestärkt wurde ich in meiner Ansicht, da die ganze Peripherie von oben bis unten mit kleineren und größeren Holzresten völlig durchsetzt war. Im Innern fanden sich neben einzelnen Gefäßresten zermürbte Knochen. Eine Vorratsgrube scheint hier auf jeden Fall vorzuliegen. Ob es in der Tat eine Tonne war, wage ich jedoch trotz aller dahin leitenden Gesichtspunkte nicht zu behaupten. Wir haben es hier mit einer Beobachtung zu tun, die erst durch wiederholt auftretende ähnliche Erscheinungen erhärtet werden muß. Auch die in dem abgeteilten Vorraum liegende, ähnlich angelegte Grube gab noch keine endgültige Auskunft.

Die folgende Übersicht soll ein Bild geben von der Anlage der Pfostenlöcher, ihrem Inhalt und der Arbeitsweise, die allein uns zu sicheren Ergebnissen führen kann.

Pfostenloch	Durchmesser	Tiefe unter der Oberfläche	Inhalt	Kultureinschlüsse
1. (Eckpfosten)	0,55 m	0,80 m	schwarz	—
2.	0,50 "	1,05 "	"	—
3.	1,00 "	1,50 "	"	Lehmbrocken
4.	0,90 "	1,05 "	grauschwarz	6 Scherben, 1 Knochen (bis 0,20 m tief) unterm Planum
5. (Eckpfosten)	1,20 "	1,05 "	schwarz	—
6.	0,90 "	0,90 "	"	—
7.	0,95 "			
8. (Eckpfosten)	0,90 "	0,95 "	grau	—
9.	0,80 "	1,05 "	schwarz	1 Scherben
10.	0,90 "	1,00 "	"	1 "
11.	1,05 "	1,20 "	{ Oben: schwarz Mitte: hell Unten: grau }	8 Scherben (bis 0,20 m tief unterm Planum)

Pfoftenloch	Durchmesser	Tiefe	Inhalt	Kultureinschlüsse
		unter der Oberfläche		
12. (Eckpfoften)	0,60 m	0,95 m	grünlichgelb	—
13.	1,30 "	1,05 "	schwarz	—
14.	0,25 "	0,80 "	"	—
15.	0,50 "	0,85 "	"	—
16.	0,20 "	0,80 "	grauschwarz	—
17.	0,25 "	0,85 "	schwarz	—
18.	0,50 "	1,00 "	grauschwarz	—
19.	0,45 "	0,90 "	"	—
20.	0,55 "	0,80 "	schwarz	—
21.	0,40 "	0,80 "	"	—
22.	0,55 "	0,90 "	Oben: grau Mitte: hell Unten: grau	— — —

F. Der Lausitzer Typus.

I. Charakter.

Der Name „Lausitzer Typus“ rührt von Rud. Virchow her. Er bezeichnet einen Kulturkreis, der zuerst namentlich in der Lausitz aus umfangreichen Gräberfeldern ans Tageslicht gefördert wurde. Bald stellte sich allerdings heraus, daß das Verbreitungsgebiet dieses Kulturkreises sich nicht auf die Lausitz beschränkte, sondern daß außer dem östlichen und südlichen Teile der Mark auch Anhalt und Sachsen, Böhmen, Schlesien und Posen zahlreiche Fundstätten derselben Kultur aufweisen. Beziehungen lassen sich bis nach Ungarn, ja sogar bis nach Troja hin nachweisen. Trotzdem hat der Name „Lausitzer Typus“ von seinem Ansehen kaum etwas eingebüßt. Auch heute weiß jeder, was mit diesem Ausdruck gemeint ist, und eine andere Bezeichnung hat sich noch nicht durchgesetzt. Der von Virchow eingeführte Name hat auch seine großen Vorzüge. Umfaßt er das Gebiet des Kulturkreises nicht in vollem Umfange, so bezeichnet er doch ungefähr das Zentrum und zugleich ein Hauptfundgebiet. Außerdem umgeht er alle Schwierigkeiten bezüglich der sich an ihn knüpfenden ethnologischen und chronologischen Fragen.

Dem „Lausitzer Typus“ gehören beinahe zahllose, oft viele Morgen große Urnenfelder an. Häufig hat man auch die mit Steinen gepflasterte oder aus festgestampftem Lehm hergestellte Leichenverbrennungsstätte gefunden. Die mit den Leichenbrandresten gefüllten Urnen stehen entweder in Hügeln oder in Flachgräbern mit und ohne Steinpäckung. An Beigefäßen sind diese Gräber oft sehr reich, an Metallbeigaben dagegen zumeist arm.

Die Keramik der „Lausitzer Kultur“ ist uns nicht nur aus Gräbern, sondern auch aus Burgwällen bekannt. Die Träger der Lausitzer Kultur sind also zugleich auch

die Erbauer einer ganzen Reihe von älteren märkischen Befestigungen, die später übrigens sehr häufig von Wenden wieder besetzt und verteidigt wurden. Zu diesen Burgwällen mit einer älteren und einer jüngeren Schicht gehören z. B. der Schloßberg bei Burg im Spreewalde und die Römerschanze bei Potsdam. Die Tongefäße sind ausschließlich mit der Hand, also ohne Anwendung der Töpferscheibe geformt. Der Ton ist mit Steinchen vermischt. Die geradezu staunenswerte Mannigfaltigkeit der Formen und Verzierungen zeugt von Vielseitigkeit und Geschicklichkeit der Verfertiger und zugleich von einer Freude an diesem Formenreichtum, die zuweilen einen Hang zu Spielereien verrät und zu allerlei Seltsamkeiten ausartet. Beziehungen der Lausitzer Kultur zur gleichzeitigen Hallstattkultur sind ganz unverkennbar sowohl in den Formen als auch in den Ornamenten.¹⁾

Schwierig war die Frage nach der chronologischen Stellung der Lausitzer Kultur. Daß diese Frage in allen Einzelheiten auch heute noch nicht gelöst ist, liegt an der



Abb. 225. Etagegefäß mit Buckeln. Spremberg. Märk. Mus. II. 7504. 1/3.

mangelhaften Ausbeutung der meisten Gräberfelder, die leider in den weitaus häufigsten Fällen jede Gründlichkeit vermissen läßt und den einfachsten Anforderungen wissenschaftlicher Untersuchung nicht genügen kann. Meist kam es nur darauf an, unter möglichst geringem Aufwande von Kraft und Zeit recht viele schöne Gefäße auszugraben. Gegenüber der fast unübersehbaren Fülle des Materials ist die geringe Zahl der sachgemäß und systematisch untersuchten Gräberfelder geradezu beschämend. Wo in Zukunft Kräfte und Mittel fehlen, Grab für Grab wissenschaftlich ausgraben zu können, da lasse man die Altertümer lieber im Boden, solange sie nicht in Gefahr stehen, vom Ackerbau oder der Forstwirtschaft ganz zerstört zu werden.²⁾

Trotz des mangelhaft jutage gefördert Materials hat es H. Jentsch in Guben schon im Jahre 1892 mit gutem Erfolge³⁾ unternommen, wenigstens die relative Chronologie der Lausitzer Typen festzulegen, und seine Einteilung ist im wesentlichen auch heute noch richtig. Jentsch unterscheidet drei Perioden. Der ältesten gehören die Buckelgefäße (Taf. VII, 1—4) an, die mit ihrem Ornament jedenfalls die Darstellung der Frauenbrust bezwecken. Die übrigen Gefäße der ältesten Zeit zeichnen sich durch scharfe, fast eckige Profile aus; die der zweiten Periode, aus der „Blütezeit“ der Lausitzer Kultur, zeigen mehr abgerundete, weichere Formen, und während der letzten Zeit treten besonders häufig Doppel-, Swilling- und Drillinggefäße auf neben meist ganz verwachsenen Formen der übrigen Tongefäße (Taf. VII, 5—24). Für die Bestimmung der absoluten Chronologie mußten sowohl die Formen gewisser Gefäße wie auch die Metallbeigaben maßgebend sein. Aus allen Beobachtungen ging hervor, daß der Lausitzer Typus dem jüngeren Teile der Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit zugerechnet werden müsse. Prof.

¹⁾ Bemalte Gefäße sind in der Mark selten. Vgl. *Brandenburgia*, Monatsbl. V, 456. Gr. Czetteritz bei Landsberg a. W.

²⁾ Vgl. Schumann-Mieck: Das Gräberfeld von Oderberg-Braltitz.

³⁾ *Niederlaus. Mitt.* II, S. 1 ff. und Tafel I.

Kossinna wies darauf hin, daß die älteren Buckelgefäße der dritten Periode nach Montelius angehören. Nach ihm reichen die jüngsten Formen bis zum Beginn der La-Tène-Zeit, also etwa bis 500 vor Christi Geburt, hinab. Kossinna sieht in den Trägern der Lausitzer Kultur eine von Ungarn her zurückflutende Bevölkerung, deren Nordgrenze in der ältesten Zeit mit der Nordgrenze der Buckelgefäße zusammenfällt.¹⁾

Wegen des vielfachen Gegensatzes zwischen der Lausitzer und der nordischen Kultur, die um diese Zeit auch den nördlichen, von Germanen bewohnten Teil der Mark beherrscht, hält Kossinna die Lausitzer Kultur für nichtgermanisch und schreibt sie in Übereinstimmung mit Prof. Göze²⁾ wegen der Beziehungen über Ungarn bis nach Kleinasien hin thrakischen Stämmen zu.

Diese Ansicht hat wenig Beifall gefunden, ist aber auch noch nicht mit entscheidenden Gründen widerlegt worden. H. Voss, der sich in einem umfangreichen Aufsatz über die keramischen Stilarten der Mark Brandenburg³⁾ mit dem Lausitzer Typus beschäftigte, ist auf Kossinnas Arbeit überhaupt nicht eingegangen. Er unterscheidet von dem älteren „Lausitzer Typus im engeren Sinne“, der Buckelgefäßkultur, zwei an diesen Typus anknüpfende kleinere Kulturkreise, den „Nurither“ und den „Göritzer“ Typus, deren Hauptverbreitungsgebiet die nördlicheren Landschaften des Lausitzer Kulturkreises sind. Nach Süden hin entwickelt sich der „Billendorfer Typus“, dessen Formen weit in die Eisenzeit hineinreichen und der seinen Namen dem großen Gräberfelde von Billendorf im Kreise Sorau entlehnt hat, von welchem das Märkische Museum allein über 1000 Gefäße besitzt.



Abb. 224. Buckelurnengrab von Hasenfelde, Kr. Lebus. Ausgegraben 1908; ausgestellt im Märk. Museum. ¹/₁₇.

Ganz im Gegensatz zu Kossinna hat sich neuerdings Prof. Dr. Schuchhardt über die Lausitzer Kultur ausgesprochen.⁴⁾ Schuchhardt erkennt einen Gegensatz zwischen der Kultur der nördlichen Mark und der Lausitz überhaupt nicht an und sieht deshalb keinen Grund, die Lausitzer Kultur einem anderen Volksstamme zuzuschreiben. Für ihn war schon während der jüngeren Bronzezeit die ganze Mark von Germanen und zwar Semnonen besiedelt. Wenn er dabei den Lausitzer Typus bis an die Wendenzeit heranreichen ließ, so verfiel er sicher einem Irrtum. Die Beobachtungen auf der Römerschanze, die ihn zu dieser Annahme zu zwingen schienen, werden sich gewiß auf andere Weise erklären lassen;⁵⁾ und gerade Schuchhardts ausgezeichnete Ausgrabungen auf der

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 211.

²⁾ A. Göze: Himmel und Erde 1900. XII S. 233 ff.

³⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1903, S. 161 ff.

⁴⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 127 ff. u. 946 ff. Prähistor. Zeitschr. I, 1910, S. 360 ff.

⁵⁾ Während der Korrektur höre ich, daß Herr Sch. seine Ansicht über die ununterbrochene Besetzung der Römerschanze auf Grund neuer Beobachtungen aufgegeben hat.

Römerschanze werden uns in Zukunft das beste Material an die Hand geben, um über den Lausitzer Typus ins klar zu kommen, wie sie uns ja über die Anlage und Bauweise eines bronzezeitlichen Burgwalles die ersten sicheren Aufschlüsse geliefert haben.

So ist bezüglich der Lausitzer Kultur noch manche Frage offen. Aber das Verhältnis zur nordischen Kultur, über die Formen, welche von einer Periode zur anderen überleiten, über die Dauer der Kultur und Anklänge in späterer Zeit wird noch vieles zu erforschen sein. Die systematische Untersuchung der Gräberfelder, die genaueste Sichtung des bisher vorhandenen Materials, die Erforschung der Burgwälle und der Ansiedlungen aus der jüngeren Bronzezeit ist zur Entscheidung der einzelnen Fragen unbedingt notwendig. Von ganz wesentlicher Bedeutung ist vor allem die Frage, ob auch betreffs der Kultur der Siedelungen zwischen dem Norden und dem Süden der Mark ein scharfer Gegensatz vorhanden ist. Bisher kennen wir beide Kulturen fast ausschließlich aus Gräbern und allenfalls noch aus Depotfunden. Für die Beurteilung der Kultur sind Ansiedlungen aber am wichtigsten. Und doch kennen wir erst eine einzige genauer, nämlich Buch. Buch liegt im Grenzgebiet der beiden Kulturen. Welches Bild werden die Ansiedlungen in der Prignitz und welches die in der eigentlichen Lausitz bieten? Die Entscheidung liegt beim Spaten. (Meine neuerdings bei Mackel [Nähe von Friesack] gemachten Beobachtungen sprechen nicht für einen Gegensatz.)

2. Das Gräberfeld von Jessen-Jüritz, Kr. Sorau. (Taf. VIII, 9—14.)

Das Märkische Museum besitzt eine vom verstorbenen Rittmeister Krug auf Jessen gestiftete Sammlung von mehr als 600 Tongefäßen, die von einem Urnenfelde aus der Jessen-Jüritzer Forst stammt. Die Sammlung ist besonders wertvoll, weil der Inhalt der einzelnen Gräber in einem besonderen Kataloge genau verzeichnet ist. Leider ist die Lage jedes Grabes nicht auch auf dem Plane des Friedhofes angegeben.

Das Urnenfeld (Abb. 225) ist nach drei Seiten hin scharf begrenzt, im Norden von einem Wege, im Süden und Osten von einem Graben, dem Abflusse des Swinateiches, an dessen Ufer der Sage nach ein Heidentempel gestanden haben soll. Der Graben muß früher breiter gewesen sein; der Streifen neben ihm enthielt keine Beisetzungen. Auf dem Friedhofe lagen die Gefäße teils frei teils in Steinsetzungen. Der Boden war schon durch die Forstkultur zumeist eingeebnet, doch waren auch Spuren von Hügeln vorhanden.

Nach den Beobachtungen des Rittmeisters Krug können wir feststellen, daß die ältesten Gräber auf dem (mit a bezeichneten) länglichen Hügel, also im nördlichen Teile des Friedhofes lagen. Die Gräber waren mit Steinsetzungen versehen. Hier wurden die Buckelurnen (Abb. 226) gefunden und an Metall ausschließlich Bronze.

Nach Süden zu lagen (auf den mit b und c bezeichneten Stellen) die Gräber reihenweis; meist auch von Steinpackungen umgeben. Hier standen neben den

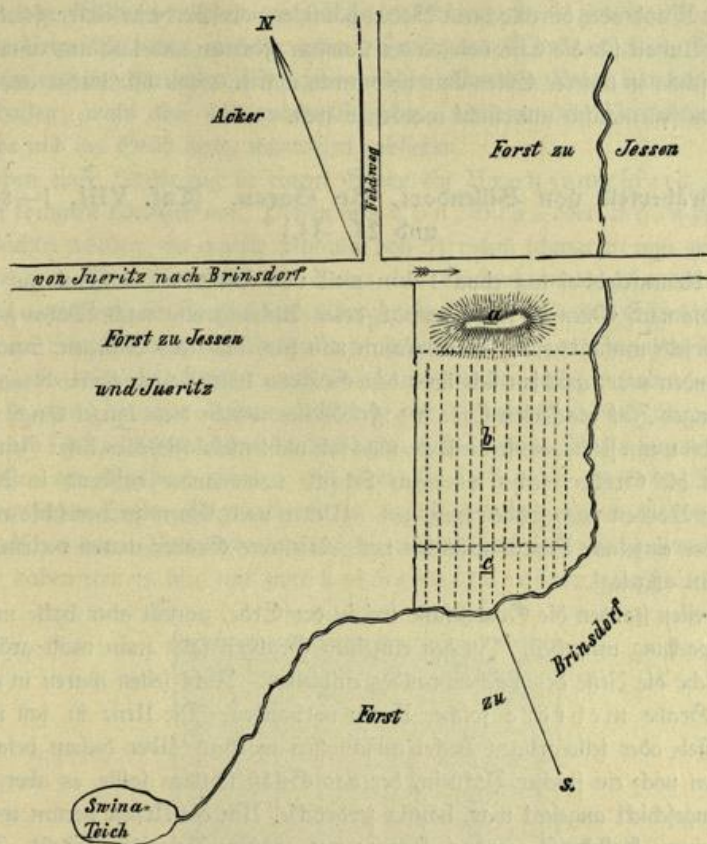


Abb. 225. Plan des Gräberfeldes von Jessen-Jüritz. Aus: Zeitschr. f. Ethnol. 1885.

Ashenurnen in jedem Grabe viele kleinere Tongefäße. Das größte Grab enthielt 91 vollständig erhaltene; viele waren in Trümmer gegangen. An Beigaben fanden sich hier Stein-, Bronze- und auch Eisengeräte. Die Formen der Gefäße und das Vorkommen des Eisens sprechen allein schon für eine jüngere Periode.

Auf der mit c bezeichneten Stelle wurden seltsamerweise überhaupt keine Beigaben bemerkt. Dagegen traten Doppel- und Räuchergefäße, die nicht selten auf flachen Tonscheiben standen, häufig auf. Die meisten an dieser Stelle gefundenen Gefäße waren schwarz, schön verziert und sauber gearbeitet. Sie gehören dem jüngeren Formenkreise an, ja, die Anlage des ganzen Urnenfeldes läßt vermuten, daß in dieser Abteilung die jüngsten Gräber lagen. Hier kamen auch Gefäße mit absichtlich

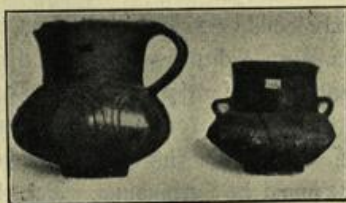


Abb. 226. Buckelgefäße von Jessen-Jüritz. Aus dem Grabe 79, in dem noch eine kleine Pfeilspitze [II. 15861] aus Bronze lag. Märf. Mus. II. 15616/17. $\frac{1}{7}$.

durchlochtere Wand oder durchlochtem Boden häufiger vor. So bietet dieser Friedhof allein schon einen Anhalt für die Chronologie der Lausitzer Formen und läßt uns ahnen, wieviel weiter wir schon in unserer Erkenntnis gekommen wären, wenn alle bisher ausgebeuteten Gräberfelder systematisch untersucht worden wären.

3. Das Gräberfeld von Billendorf, Kr. Sorau. (Taf. VIII, 1—8, 15—21 und 24—33.)

Der Urnenfriedhof lag etwa 1 km weit von Billendorf entfernt auf einer Erhöhung,¹⁾ die nach Osten zu sanft ansteigt, deren Abhang also nach Westen gerichtet ist. Das Gräberfeld umfaßte einen Flächenraum von fünf bis sechs Morgen. Soweit es mit Wald bestanden war, wölbten sich über den Gräbern häufig noch kleine Hügel. Auf dem seit langer Zeit beackerten Teile des Friedhofes wären diese Hügel längst eingeebnet worden, selbst wenn sie dagewesen wären, was sich nicht mehr feststellen ließ. Im westlichen Teile lagen die Gräber, sechs bis neun Schritte voneinander entfernt, in Reihen, die sich von Norden nach Süden hinstreckten. Weiter nach Osten zu herrschte eine andere Ordnung der einzelnen Begräbnisstätten vor. Mehrere Gräber waren da rings um ein Grab herum angelegt.

Zuweilen standen die Grabgefäße frei in der Erde, zumeist aber hatte man sie mit einer Steinpackung umgeben. In den einzelnen Gräbern fand man meist größere Tongefäße, welche die Reste des Leichenbrandes enthielten. Nicht selten waren in einem und demselben Grabe mehrere solcher Urnen vorhanden. Die Urne ist fast immer mit einem schüssel- oder tellerartigen Deckel verschlossen worden. Aber diesem befand sich in vielen Fällen noch ein flacher Deckstein, der das Gefäß schützen sollte, es aber, wenn die Packung ungeschickt angelegt war, häufig zerdrückte. Um die Urnen herum wurden, fast immer zu einem Halbkreise geordnet, kleinere und größere Beigefäße gestellt. Ihre Zahl schwankt; doch sind gar nicht selten 10—20 Gefäße in einem Grabe gezählt worden. In einem Falle waren es mehr als dreißig; da einige Gefäße zerbrochen waren, läßt sich die Zahl nicht mehr genauer bestimmen. Unter den Beigefäßen kommen hier besonders häufig die Doppelurnen vor. Merkwürdig ist, daß in einer großen Zahl von Schalen je eine kleine Kanne oder Flasche zu finden war. Diese Flaschen treten in allen möglichen Größen auf, die kleinste ist 3 cm, die größte 15 cm hoch. Zuweilen lag in der Schale nicht eine Kanne, sondern eine Tasse, die oft mit einem Henkel versehen ist. In einzelnen Fällen fand man in einer größeren Schale auch ein Horn, aus Ton gebrannt und immer sorgfältig verziert. Die eigenartigsten Tongefäße, die in Billendorfer Gräbern sehr häufig vorkommen, sind Räuchergefäße. Sie standen auch hier oft auf einem flachen Tonteller. Ihr Fuß ist durchbrochen, und der untere Teil steht mit dem oberen durch eine Öffnung in Verbindung. Der obere Teil ist schalenförmig erweitert, trägt am Rande mehrere Zapfen, so daß eine Schale, die in das Räuchergefäß gestellt wurde, nicht unmittelbar auf dem Rande ruhte, sondern genügend Raum ließ für den Durchzug der Luft.

¹⁾ Die folgenden Angaben sind teils einem Berichte des Lehrers Engelmann teils den Angaben des Katalogs im Märk. Mus. entnommen. Bei systematischer Ausgrabung hätten hier natürlich auch chronologisch wichtige Beobachtungen gemacht werden können.

In den Gräbern wurden auch Kinderklappen gefunden.

Die Beigefäße haben ja sicher einmal Speise und Trank enthalten, die man dem Begrabenen mit auf den letzten Weg geben wollte. Von den Resten hat sich naturgemäß nichts erhalten; wohl aber sind andere Beigaben, die man dem Verstorbenen als letzte Liebesgabe mit ins Grab legte, unversehrt geblieben.

Neben einer Schale lag in einem Grabe ein Bronzemeser; Bronzenadeln kommen häufiger vor. Perlen aus Ton, Glas oder Bronze sind mehrfach beobachtet worden; ein ganzer Schmuck von 51 roten, schwarzen und grauen Perlen wurde in einer Urne zwischen den Resten des Leichenbrandes gefunden. Steinamulette erinnern an Zauber und Aberglauben. Bronze- und Eisendraht, Dreiringe, ein Steinbeil und ein Bronzeknopf stellen die sonstigen Beigaben dar. Es ist nur wenig, was die vielen Gräber an Schmuck und Geräten geliefert haben. Gold fand sich nur in einem einzigen kleinen Stückchen vor. Interessant sind aber noch einige Webewichte, die teils frei in der Erde, teils in einer Schale lagen.

Außer den Gräbern wurden auf dem Friedhofe zwei etwa 15 Schritte voneinander entfernte Stellen aufgedeckt, die in der Tiefe mit größeren Steinen gepflastert waren, zwischen denen Branderde lag und die vom Feuer ganz mürbe geworden waren. Offenbar haben wir es hier mit zwei Leichenverbrennungsstätten zu tun.

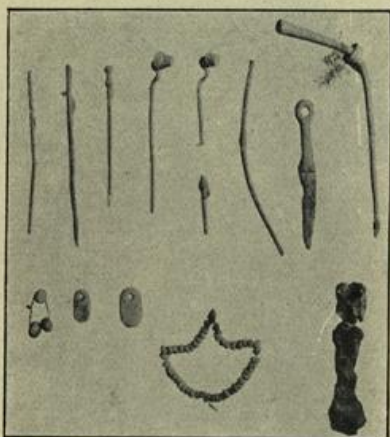


Abb. 227. Beigaben vom Gräberfelde bei Billendorf. $\frac{1}{6}$.
Obere Reihe: Nadeln und Messer aus Bronze. Untere
Reihe: 3 Tonperlen, 2 durchlochte Anhänger (Steine), 1 Arm-
band aus Tonperlen, Hohlbeil aus Eisen. Märk. Mus.

4. Die Kultfigur von Dörfel, Kr. Landsberg.¹⁾ (Abb. 228.)

Diese Figur wurde in einem jüngeren Lausitzer Gräberfelde mit anderen Gefäßen zusammen gefunden. Der Kopf zeigt Augen, Mund, Nase, durchbohrte Ohrmuscheln

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1902, S. 50 ff.

und hat Ähnlichkeit mit einem Widderkopf. Der lange Hals ist mit Ringen und Binden verziert; die gebogenen Arme tragen eine ebenfalls verzierte Schale, deren Höhlung mit dem Innern der Figur durch eine kleine Öffnung in Verbindung steht. Gewand und Rücken der Configur sind mit Linien und Tupfen versehen.¹⁾

¹⁾ Lineares Menschenbild auf einem Tongefäß von Kerkwitz, Kr. Guben. Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 727.



Abb. 228. Kultfigur von Dachsberg.
Zeitschr. f. Ethnol. 1902.

III. Die früheste Eisenzeit.

I. Übergang von der Bronze zur Eisenzeit.

Das Alter des Eisens wurde bis vor kurzem noch bedeutend überschätzt. Die handwerksmäßige Bearbeitung des Eisens und seine allgemeine Verwendung zu Geräten und Waffen setzt sowohl in Ägypten wie in Vorderasien und in den alten Kulturländern Europas frühestens in der letzten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ein.¹⁾ Der älteste Eisensfund der Mark entstammt dem Königsgrabe von Seddin und gehört also etwa dem Jahre 1000 v. Chr. an. Damals war Eisen selbstverständlich noch kostbar, und erst einige Jahrhunderte später wurde es zur Herstellung von Schmuck und noch später von Waffen und Geräten allgemein verwendet.

Aber das Auftreten des Eisens und seine allmähliche Verbreitung im Norden sind wir noch mangelhaft unterrichtet, und gerade über die früheste Eisenzeit bedürfen wir zur Klärung zahlreicher Fragen noch besonderer Einzeluntersuchungen.²⁾ Mit einiger Sicherheit können wir annehmen, daß das Eisen seit dem achten oder siebenten vorchristlichen Jahrhundert bei uns weitere Verbreitung fand. Das war ungefähr dieselbe Zeit, als am Ausgange des nordischen Bronzezeitalters einzelne Ausläufer der südlichen Hallstattkultur den Weg nach dem Norden fanden, und so tragen die Altertümer aus der Übergangsperiode von der Bronze zur Eisenzeit vielfach Hallstattgepräge.

Der frühesten Eisenzeit gehören die Ausläufer des Lausitzer Typus an; wie weit sie in die Eisenzeit hineinragen, darüber sind, wie oben auseinandergesetzt wurde, die Meinungen sehr geteilt.

Wie kostbar das neue Metall gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß es oft als Schmuck verwendet wurde; namentlich Ketten, aus kleinen eisernen Schalen bestehend, sind ziemlich häufig. Daneben kommen natürlich noch Bronzeschmucksachen vor.

¹⁾ Zeitschr. f. Ethnol. 1907, S. 334—381. (Belz, Blanckenhorn, Olshausen, Luschau usw.). Olshausen ebendas. 1909 S. 53 ff. — Ed. Meyer: Gesch. d. Altert. I 2, S. 203, Anm. — Lehmann-Haupt: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 56.

²⁾ Neuerdings sind fünf Abhandlungen erschienen, welche die Erscheinungen der frühesten Eisenzeit aus Grenzgebieten der Mark (Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg usw.) zum Gegenstande der Betrachtung gemacht haben und auch für die Mark selbst von großem Interesse sind, da die Verhältnisse bei uns mit denen der Grenzländer aus naheliegenden Gründen Ähnlichkeit haben. — R. Belz: Jahrb. d. Ver. f. Mecklenb. Gesch. und Altertumsf. 1906, S. 1—151. — G. Schwantes: Die Gräber der ältesten Eisenzeit im östlichen Hannover. Prähist. Zeitschr. 1909, I, S. 140 ff. — Fr. Knorr: Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein. Kiel 1910. — P. Kupka: Die frühe Eisenzeit in der Altmark. Sächs.-thür. Jahresschrift X, 1911, S. 37 ff. — Wahle: Kulturen und Völker der ältesten Eisenzeit im Flußgebiet der Saale. Ebenda S. 89 ff.

Die Hallstattkultur trägt ihren Namen nach dem überaus reichen Gräberfelde von Hallstatt im Salzburgischen. Die süddeutsche Hallstattzeit geht dem jüngeren Teile der nordischen Bronzezeit parallel. Auch im Norden werden Altertümer der südlichen Hallstattkultur gefunden, wenn auch selten. Stärkere Einflüsse dieser hervorragenden, formenreichen Bronze- und Eisenkultur des Südens machen sich im Norden erst am Ausgange der Bronzezeit geltend, also mit dem Auftreten des Eisens. So dürfen wir in gewissem Sinne auch von einer märkischen oder — allgemeiner gesprochen — *nordischen Hallstattzeit* sprechen, die sich an die letzte (fünfte) Periode der Bronzezeit anschließt und bei uns etwa der sechsten Periode nach Montelius entspricht (Taf. III, 22—23). Es dürfte sich ungefähr um die Zeit vom achten bis zum sechsten oder fünften vorchristlichen Jahrhundert handeln. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß gewisse Hallstatteinflüsse, namentlich bezüglich der Tongefäßformen, noch weiter fortgewirkt haben über die La-Tène-Zeit hinweg bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein. Wenn man aber neuerdings dahin neigt, diese Nachwirkungen der Hallstattkultur zu überschätzen, so möchte ich von neuem darauf hinweisen, daß hier erst genaue und zahlreiche Beobachtungen vorliegen müssen aus allen einzelnen in Betracht kommenden Gebieten. Eine vor schnelle Verallgemeinerung wäre durchaus vom Ubel und könnte zu einer ganz unnützen, ja sogar recht schädlichen Verwirrung unserer endlich errungenen Anschauungen über die Chronologie der letzten vorchristlichen Jahrhunderte führen. Auch hier müssen wir wieder die Begriffe „Zeit“ und „Kultur“ scharf auseinanderhalten. Es hätte keinen Sinn, für jede Provinz und für jedes Ländchen nach den jeweiligen Bedürfnissen und Anschauungen eine besondere Terminologie aufzustellen. Für einen sehr großen Teil Europas beginnt die Herrschaft der La-Tène-Kultur etwa mit dem Jahre 500 v. Chr. Selbst wenn in der Mark die ersten Erscheinungen der La-Tène-Kultur — was noch gar nicht erwiesen ist — erst 50 oder 100 Jahre später auftreten sollten, so hält uns das gar nicht ab, um der klaren Übersicht willen vom fünften Jahrhundert an auch in der Mark von einer La-Tène-Zeit zu sprechen, ebenso wie wir im Laufe der folgenden Jahrhunderte von der römischen Kaiserzeit sprechen, obgleich niemals ein römischer Kaiser die Mark gesehen oder die Mark besessen hat. Jeder Gebildete kann sich da eine Vorstellung machen, welche Zeit gemeint ist, und jedem wird die Möglichkeit einleuchten, daß die Mark während der ältesten La-Tène-Zeit noch sehr wohl unter dem Einfluß der Hallstattkultur gestanden haben kann. Scharfe Grenzen gibt es in der Vorzeit zwischen den einzelnen Zeitaltern ebensowenig wie zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit. Wichtig ist aber, daß wir die für Europa im ganzen richtigen chronologischen Daten festhalten oder festlegen, unbekümmert um die jeweiligen Anschauungen über Beginn und Ende einer Kultur in den einzelnen Landschaften. Aus diesem Grunde habe ich bei der Neuaufstellung der prähistorischen Abteilung des Märkischen Museums als Ende der Bronzezeit das Jahr 800 und als Beginn der La-Tène-Zeit das Jahr 500 angegeben.

Wer alle Schwierigkeiten in chronologischer und kultureller Hinsicht umgehen möchte, bezeichnet am besten die Jahrhunderte vom Ende der Bronzezeit bis zum Auftreten der La-Tène-Kultur als früheste Eisenzeit. Die ältesten Funde dieser Periode enthalten meist noch Bronze und Eisen gemischt. Beide Metalle werden sowohl für Schmuck wie auch für Waffen und Geräte gebraucht. Nach und nach wird Eisen in immer

größeren Umfange verwendet. Nadeln in jeder Größe und verschiedenster Form, Ketten, Gürtelhaken, Beschlagstücke mit Ringen, kleine Uuhängerchen und die so charakteristischen Dreiringe bilden das Kleingerät der frühesten Eisenzeit. Aber auch Eisenschwerter mit Bronzenieten, Hohlbeile aus Eisen und Pferdegebisse nebst Bronzestangen und Bronzeschmuck am Zaumzeug der Pferde kommen vor. Die Tongefäße der ältesten Eisenzeit schließen sich ihrer Form nach teils an die der letzten Bronzezeit an, teils sind sie von Bronze- und Tongefäßen des Hallstattkulturkreises stark beeinflusst.

Zu den eigenartigsten Gefäßen dieser Zeit gehören die in Mitteldeutschland häufiger auftretenden, in der Mark in drei Exemplaren gefundenen Hausurnen,¹⁾ die nicht alle unbedingt die Form des Hauses darstellen müssen, wohl aber wenigstens durch die Tür an menschliche Wohnstätten erinnern und wie andere Tongefäße zur Aufbewahrung und Bestattung des Leichenbrandes gedient haben (Taf. IX und X).

2. Der Goldfund von Vetttersfelde, Kr. Guben.²⁾ (Abb. 229.)

Im Jahre 1882 wurden auf der Feldmark von Vetttersfelde beim Pflügen Altertümer von höchstem Werte und von bedeutendem kulturhistorischen Interesse gefunden. Vermutlich handelt es sich um den Inhalt eines Grabes. Wahrscheinlich lagen die Gegenstände ursprünglich in einem großen Tongefäß, wenigstens hat man noch Reste eines solchen beobachtet. Die einzelnen Stücke sind ohne Zweifel nicht in der Mark angefertigt worden. Der ganzen Arbeitsweise und dem Stile nach entstammt der Goldfund einer altgriechischen Werkstatt in den Kolonien am Schwarzen Meere und ist jedenfalls als Prachtstück für einen Skythenkönig gearbeitet worden, was sich aus der Geschmacksrichtung, namentlich der Tierornamentik, vermuten läßt. Da der Fund ungefähr in die Zeit um 500 v. Chr. gesetzt werden muß, so ist es nicht ausgeschlossen, daß wir das Denkmal eines Einbruchs skythischer Horden aus Südrusland vor uns haben, die durch die kriegerischen Ereignisse ihrer Heimat, namentlich durch die Züge der Perserkönige gegen die Griechen, nach Nordwesten abgedrängt wurden. Einer der Führer dieser Horden scheint bei Vetttersfelde sein Grab gefunden zu haben, das nicht weniger glänzend ist als das etwa 1000 Jahre jüngere Grab Marichs im Busento. So wäre der Fund von Vetttersfelde eine Erinnerung an den ältesten Einbruch asiatischer oder halbasiatischer Horden und als solcher ein interessantes Seitenstück zu den Zügen der Hunnen (375), Awaren, Magyaren, Mongolen (1241) und Türken.

Das Original des Goldfundes von Vetttersfelde wird im Königl. Antiquarium zu Berlin aufbewahrt; eine Nachbildung besitzt beinahe jedes größere Museum in Deutschland.

Das größte Schmuckstück des Fundes ist ein aus starkem Goldblech getriebener Fisch. Kleine Ringe auf der Unterseite deuten an, daß der Fisch auf einer ebenen Unterlage von Holz oder Leder befestigt war. Die Rückenseite hat durch Feuer gelitten.

¹⁾ Die Hausurne von Luggendorf, Kr. Ostprignitz, gehört der La-Tène-Zeit an.

²⁾ Furtwängler: Der Goldfund von Vetttersfelde. Berlin 1883.

Vom Auge ziehen sich zwei rein dekorative Spiralen nach hinten. Die Brustflosse ist langgestreckt und trennt das Ganze in zwei Hälften, die der Künstler mit Figurenschmuck füllte. Oben ist ein gefleckter Panther dargestellt, der sich auf einen Eber stürzt, und ein Löwe, der einen fliehenden Hirsch im Rücken packt. Darüber läßt sich das Bild eines Hasen erkennen. Unter der Flosse sieht man Triton mit einem Delphin und hinter ihm schwimmende Fische. Die Schwanzflosse trägt das Bild eines fliegenden Adlers. Die Schwanz-

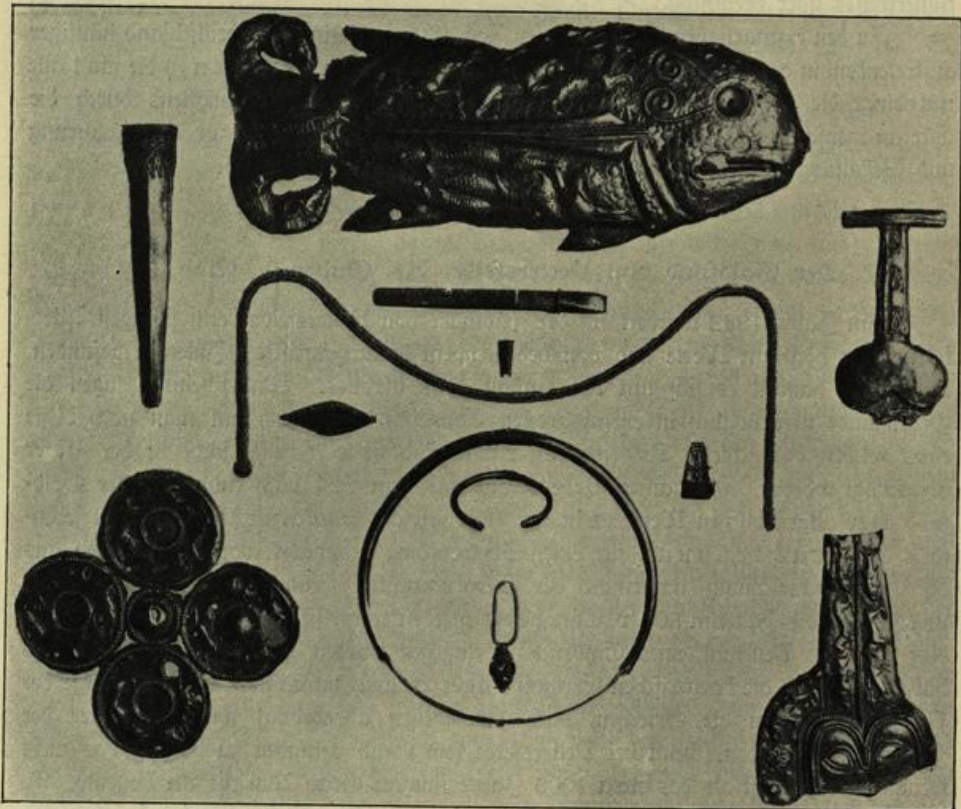


Abb. 229. Der Goldfund von Vettersfelde. $\frac{1}{6}$.

enden laufen in Widderköpfe aus. Der Fisch war vermutlich als Schildzeichen an der Oberseite eines Schildes angebracht.

Die kostbare Brustzierplatte besteht aus vier Kreisen, die um einen kleineren Kreis herum liegen. Die Mittelpunkte waren alle durch Buckel aus Goldblech verziert. Die Mittelpunkte der vier größeren Kreise sind von Tiergestalten umgeben. Löwe und Hirsch, Hund und Hase, Stier und Löwe im Ansprunge gegenüber, Panther und Eber, zwei Widder, Steinbock und Schakal und zweimal zwei im Ansprunge gegenüberliegende Panther stellen den reichen Tierschmuck dieses Kunstwerkes dar.

Auch der Beschlag einer Schwertscheide mit augenartigen Ausschnitten ist mit Tieren, die demselben Anschauungskreise angehören, geschmückt. Panther und Eber, Löwe und Hirsch, Fische und ein laufender Löwe neben einer sternförmigen Blüte zieren dieses Prachtstück.

Vom Schwerte ist nur der kostbare Griff mit herzförmigem Abschluß und ein Rest der Eisenklinge erhalten, dagegen ist die lange, kunstvoll gearbeitete Schwertkette fast vollständig vorhanden.

Die Rüstung wird vervollständigt durch eine goldene, reich verzierte Dolchscheide. Die Klinge, ganz von Eisen, ist ebenfalls gefunden worden. Am Gürtel wurde wohl der oben in Gold gefasste Schleifstein getragen.

Als Schmuckgegenstände wäre ein aus drei Kapseln bestehendes, unten durch eine vierblättrige Blüte abgeschlossenes Ohrgehänge, ein Armring mit Schlangenkopf, ein großer Halsring mit flachen, zusammengelöteten Enden und ein kleines, in Gold gefasstes Steinbeil zu nennen.

IV. La-Tène-Zeit (500—1 v. Chr.).

1. Chronologie.

Die La-Tène-Zeit hat ihren Namen nach dem Pfahlbau La Tène („die Untiefe“) im Neuenburger See in der Schweiz, dessen Funde eine reiche Ausbeute an Eisenwaffen und -geräten geliefert haben. Träger dieser ganz hervorragenden Eisenkultur waren die Kelten, jenes den Germanen und Römern nahe verwandte indogermanische Volk, das in den letzten Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung alle seine Nachbarn an politischer Bedeutung übertraf, im Jahre 490 unter Brennus Rom in Asche legte, die Pyrenäenhalbinsel, Norditalien, den Norden der Balkanhalbinsel, Süd- und einen großen Teil von Mitteldeutschland beherrschte und auf seinen siegreichen Zügen bis nach Kleinasien gelangte, wo der Name der Landschaft Galatien auch später an die Gallier oder Kelten erinnerte.

Durch die griechische Kolonisation in Südgallien, namentlich durch das schnell aufblühende *Massilia* (Marseille) kamen die Kelten in Berührung mit der griechischen Kultur, und es entwickelte sich auf dem Boden Galliens jene eigenartige La-Tène-Kultur, die sich durch die zahlreichen Kriegszüge der Kelten schnell verbreitete, aber weit über die politische Einflusssphäre der Kelten hinaus bis ins Innere von Deutschland, also auch bis in die Mark hinein, ja nach Norddeutschland und Schweden vordrang und in all diesen Gebieten die vorher herrschenden Kulturen ablöste oder so völlig durchdrang, daß auch in der Mark von der Hallstattkultur nur schwache Nachklänge übrig blieben. Von einer politischen Herrschaft der Kelten über die Germanen in unseren Gegenden ist keine Rede, wohl aber von starken, überragenden Einflüssen der keltischen La-Tène-Kultur.

Die La-Tène-Zeit beginnt etwa mit dem Jahre 500 vor Christi Geburt und findet am Rhein und an der Donau ihr Ende mit dem Auftreten der Römer, also etwa mit dem Beginn unserer Zeitrechnung.

Eine genaue Datierung der La-Tène-Funde im allgemeinen ist leicht, da sich neben Waffen und Geräten der La-Tène-Kultur häufig Werke griechischen Kunsthandwerks gefunden haben, und sogar keltische Münzen, sogenannte Regenbogenschüsselchen, als Nachahmungen griechischer, namentlich mazedonischer Gepräge, geben uns nicht selten Aufschluß über die Chronologie.¹⁾ In späterer Zeit treten dann noch römische Waren und römische Münzen hinzu, so daß es uns möglich ist, die einzelnen Typen der

¹⁾ P. Reinecke: Die La-Tène-Denkmäler nördlich der Alpen. Mainzer Festchr. 1902.

La-Tène-Kultur chronologisch genau festzulegen. Dazu kommt die uns vollständig erschlossene klare Typologie einiger La-Tène-Altertümer, die uns denselben Dienst zu leisten vermögen wie eine Münze. Zu diesen Altertümern mit vollkommen ersichtlicher typologischer Entwicklung gehören die Fibern.¹⁾

Die La-Tène-Fibel hat große Ähnlichkeit mit unserer heutigen Sicherheitsnadel. Zu den ältesten Formen gehören die Nasenfibern (Niederschönhausen b. Berlin) und die Vogelkopffibern (Taf. XIII, 2). Die Früh-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 1 u. 3--5), besteht aus einem einfachen Bronze- oder Eisendraht, der sich von der Spitze der Nadel nach dem Kopfe zu mehr und mehr verstärkt, in eine federnde Spirale übergeht, und sich dann als Bügel der Spitze der Nadel wieder nähert, um ihr durch eine mäßige Verbreiterung auf der „Nadelraff“ Halt zu geben. Das Schlußstück des Drahtes ist wieder nach oben gebogen und endigt frei in der Nähe der Mitte des Bügels. In seiner weiteren Entwicklung, der

Mittel-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 6--8), umfaßt das Schlußstück den Bügel und verwächst schließlich auf der letzten Entwicklungsstufe, der Spät-La-Tène-Fibel (Taf. XIII, 9--12), vollkommen mit dem Bügel.

Das Schlußstück bildet am Fuße der fibel einen meist dreieckigen Rahmen, der unten den Nadelhalter trägt. Ganz am Ende der La-Tène-Zeit setzt hier

am Nadelhalter die Weiterentwicklung ein. Der Rahmen des Nadelhalters füllt sich nach und nach, so daß er bald nur noch gitterartig (Taf. XIV, 4) oder durch einige Löcher durchbrochen ist (Taf. XIII, 11; XIV, 2 u. 3) und zuletzt eine vollständig geschlossene Platte bildet, deren untere Umbiegung wieder die Nadel trägt. Diese einfache, klare und stetige Entwicklung gibt der La-Tène-Fibel eine hohe Bedeutung. Wir wissen jetzt, daß nicht nur alle germanischen fibeln der Kaiserzeit, sondern auch fast alle provincialrömischen fibeln sich aus der La-Tène-Fibel entwickelt haben, und diese Erkenntnis hat erst den richtigen Aufschluß gegeben über das wirkliche Verhältnis der einzelnen Kulturen zueinander (Taf. XI—XIII).



Abb. 250. La-Tène-Gefäße von Südde, Kr. Teltow.
1. Märk. Mus. II. 22975. $\frac{1}{8}$ s. 2. Urne mit Deckelschale.
II. 23509/10. $\frac{1}{8}$ s. 3. Märk. Mus. II. 23527. $\frac{1}{8}$ s. 4. Märk.
Mus. II. 23521. $\frac{1}{8}$ s.

¹⁾ Otto Tischler: Bayr. Beiträge IV. München 1881.

2. Das Gräberfeld von Vehlefanz, Kr. Osthavelland.

Die älteste Form derartiger Gewandnadeln, die Früh-La-Tène-Fibel, begegnet uns auf einem der interessantesten La-Tène-Gräberfelder, von denen das Märkische Museum Funde besitzt, auf dem Gräberfelde von Vehlefanz,¹⁾ Kr. Ost-Havelland. Fast alle eigentümlichen Erscheinungen der La-Tène-Zeit sind auf diesem Friedhofe vertreten. Die großen Urnen sind zumeist roh gearbeitet und selten verziert. Auch die Beigefäße zeigen ähnlichen Charakter. Da die Leichen auf der Verbrennungsstätte (ustrina) mit allen Habseligkeiten, die man dem Toten mitgab, eingeäschert wurden, so ist wenig übrig geblieben; was aber übrig blieb, hat unter der Glut des Feuers so gelitten, daß es fast unkenntlich geworden ist. Die Schmuckstücke aus Bronze und Eisen sind vielfach zu formlosen Klumpen zusammengeschmolzen. Dem Auge eines Beschauers, der nach schönen Erzeugnissen des Kunsthandwerks sucht, bieten diese Funde wie die Funde beinahe aller La-Tène-Gräber wenig. Wer aber sehen und lernen will, wie es einst in längst

vergangenen Tagen der Vorzeit bei germanischen Leichenbegängnissen zugegangen ist, der wird aus diesen größtenteils zerstörten Altentümern dasselbe

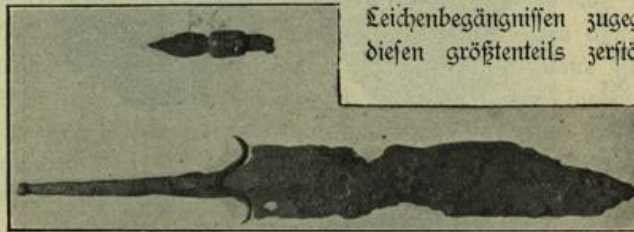


Abb. 251. La-Tène-Schwert [unterer Teil abgebrochen]. II. 14458.
Oben Beschlag einer Scheide zum Durchziehen eines Riemens II. 14476.
Am Schwerte Metallreste der Scheide. Märk. Mus. 1/5. Rampitz,
Kr. Weststernberg. Eisen.

herauslesen, was uns Tacitus im 27. Kapitel seiner „Germania“ erzählt,²⁾ nur daß ihm hier die Dinge selbst vor Augen stehen, ohne schmückendes Beiwerk, ohne Beschönigung — ganz so, „wie es einst gewesen ist“. In diesem

Sinne haben wir es hier zu tun mit unantastbaren Geschichtsquellen, die der eben erwähnten Forderung Leop. v. Ranke näher kommen als irgendeine schriftliche Urkunde, als irgendein noch so scharf und kritisch veranlagter Historiker.

Auf den in den Urnen liegenden, sorgsam gesammelten Knochenresten findet sich hier und da eine Nadel oder der Rest eines Halsornamentes, der aus lauter an Schnüren aufgereihten Bronzeröhrchen bestand. Hier und da ist eine noch einigermaßen erhaltene nicht mit auf dem Scheiterhaufen gewesen, sondern erst nach der Verbrennung von lieber Hand auf die letzten Reste der Verstorbenen gelegt worden. Ein Halsring, stark mitgenommen, mit hohlen Wülsten und halbkugelförmigen Enden erinnert an die Form der uns von klassischen Skulpturen her bekannten keltischen Halsringe (Torques) (Abb. 253). Einen ähnlichen Ring trägt auch der sterbende Gallier, und Manlius nahm ihn

¹⁾ R. Buchholz: Nachr. über deutsche Altentumsfunde. — Zeitschr. f. Ethnol. 1892, S. 464; 1894, S. 29 f.

²⁾ A. Kiehebusch: Einfluß der römischen Kultur auf die germanische usw. Stuttgart 1908, S. 60 ff.

einem überwundenen Feinde ab. Nach einem solchen Ringe erhielt er den Ehrennamen *Torquatus*.

Eigenartig sind die großen eisernen Schildnadeln (Abb. 232) mit drei großen Eisenplatten und kropfartiger Ausbiegung am Halse, an der zuweilen noch ein kleiner eiserner Ring hängt. Die Ausbiegung am Halse ist übrigens nicht nur bei den großen Schildnadeln vorhanden; sie ist im Gegenteil ganz charakteristisch für alle Eisennadeln der La-Tène-Zeit, die man deswegen auch als „Kropfnadeln“ zu bezeichnen pflegt. Dieser „Kropf“, der das Herausfallen der Nadel aus der Gewandfalte verhinderte, ist jedenfalls eine Erbschaft, die von den Schwanenhalsnadeln der Hallstattzeit herrührt.



Abb. 232. Schildnadel aus Eisen. Märk. Mus. II. 20083. Abb. 233. Halsring von Bronze mit halbkugeligen Enden. Märk. Mus. II. 18519. Vehlefanj, Kr. Osthavelland. $\frac{1}{6}$.

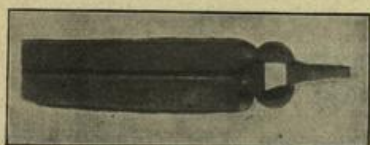


Abb. 234. Dreigliedriger Gürtelhaken. Löwenbruch, Kr. Teltow. Slg. Dr. Hindenburg. $\frac{1}{4}$.

Auf dem Gräberfelde von Vehlefanj fanden sich in einer Reihe von Gefäßen Bronzeohrringe von der Gestalt eines aufgeblähten Segels, an denen meist blaue oder weiße Perlen getragen wurden. Diese Segelohrringe sind während der La-Tène-Zeit häufig. In einer einzigen Urne von Storkow, Kr. Templin, lagen nicht weniger als dreizehn (Taf. XI, 1 u. 2; XII, 1—11).

3. Die Funde von Rudow.

Die Feldmark von Rudow, Kr. Teltow, ist schon seit langer Zeit als Fundstelle vorgeschichtlicher Altertümer bekannt. Bereits Bekmann und Ledebur berichten darüber, und bis in die neueste Zeit hinein sind immer und immer wieder Urnen und Beigefäße mit Bronze- und Eisengeräten gehoben worden. Leider wurde niemals und von keiner Seite der Versuch gemacht, eine systematische Ausgrabung vorzunehmen. So ist im Laufe der Zeiten der größte Teil der Altertümer zerstört, zerstreut und beiseite geworfen worden, was sehr zu beklagen ist; denn die wenigen erhaltenen Funde beweisen, daß hier ein überaus dankbares Feld gewesen wäre zur Erforschung der Bronzezeit, der Periode des Überganges zur Eisenzeit und der La-Tène-Zeit. Aus der letzteren Periode besitzt das Märkische Museum einige Altertümer, bei denen aber wieder der Mangel eines guten Fundberichts bedauert werden muß.

4. Das La-Tène-Gräberfeld und Wohnstätten bei Selchow, Kr. Teltow.

Auf der nördlichen Seite des „Hünenberges“ standen „mehr als 100 Urnen“ mit Leichenbrand.¹⁾ Sie waren nicht durch Steine geschützt, sondern frei in die Erde gestellt worden. Die meisten Gefäße haben die Arbeiter zerschlagen. Nur wenige wurden gerettet. Sie enthielten außer den Leichenbrandresten einige Bronze- und Eisengeräte. Daß dieser Friedhof der La-Tène-Zeit angehört, erfieht man aus der Form der Gefäße, vor allem aber aus der Form der eisernen Fibel. Besonders interessant ist das Gräberfeld von Selchow dadurch, daß auf dem entgegengesetzten Abhange des Hügels ein vorgeschichtliches Dorf lag. Schon Friedel hat hier Wohnplätze vermutet. Welche Bedeutung aber die „in kohlschwarzer Branderde eingebetteten Scherbenhäufen“ hatten, hat leider niemand erkannt. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß wir es mit einer Ansiedlung zu tun haben, die in jeder Beziehung mit der Wohnstätte bei Buch übereinstimmt. „Viele kreisförmige Brandstellen mit Scherben und schwach gebrannten Lehmputzen auf einem Flächenraum von wenigen Quadratmetern“ können nichts weiter bedeuten als Herdstellen, Abfallgruben und Pfostenlöcher. Die Tiefe der Brandgruben (1–2 m) stimmt vollkommen mit denen bei Buch überein. Aber die mit Lehmputzen ausgestrichenen Pflasterungen, die vom heftigen Feuer rot und mürbe gebrannt sind, haben wir nur kurze Berichte. Es läßt sich nicht entscheiden, ob es Leichenverbrennungsstätten oder Steinherde waren. Es ist sehr bedauerlich, daß die Bedeutung dieses Platzes, der hinter Buch kaum zurückstand, nicht zu rechter Zeit erkannt worden ist.²⁾



Abb. 235. Gürtelhaken mit Kerben am Rande. Trinkhornbeschlag. Beides aus Eisen. Ragow, Kr. Teltow. II. 4588 u. 4592. ^{1/2}.

5. Das Gräberfeld von Binenwalde, Kr. Ruppin. (Abb. Taf. XI, 5.)

Die Urnen waren rings von Steinen umpackt. Es sind mehr als 200 gefunden worden.³⁾ Jede einzelne enthielt Leichenbrandreste. In einer sehr gut erhaltenen, eigenartig verzierten Urne lag ein eiserner Gürtelhaken. Das breitere Ende war am Ledergürtel vernietet, während der Haken in einen Eisenring faßte, den man am anderen Ende des Gürtels befestigt hatte. Außerdem enthielt das Gefäß zwei La-Tène-Fibeln. Die Fibeln weisen das Gräberfeld in die mittlere und spätere La-Tène-Zeit. Unter den Gewandnadeln sind besonders die mit Bronzeknöpfen bemerkenswert. Zuweilen haben die Knöpfe auf der Oberseite ein vertieftes Kreuz, das meist mit Blutschmelz ausgelegt war.⁴⁾

¹⁾ R. Neuhaus: „Bär“ 1878, S. 19f. — E. Friedel: Bär 1878, S. 57f. Zeitschr. f. Ethnol. IX, S. (254), XI, S. 58.

²⁾ Virchow spricht einmal von Gefäßresten, „die mehr dem Lausitzer Typus entsprechen“, und im Kgl. Museum für Völkerkunde sind in der Tat Gefäßreste von Selchow aus der jüngeren Bronzezeit vorhanden. Handelt es sich hier um Nachflänge oder Übergänge oder um zwei verschiedene Perioden der Besiedlung und der Bestattung? Leider werden wir kaum noch Antwort erhalten auf diese Frage.

³⁾ F. E. W. Schwarz, Ruppiner Progr. 1871, S. 19ff.

⁴⁾ Halsring mit Schmelzarbeit von Hohen-Wutzow, Kr. Königsberg. — Götz: Vor-

6. Übergang zur Kaiserzeit.

Einen bedeutsamen Fund aus dem Ende der La-Tène-Zeit besitzt das Märkische Museum. Bei Buchow im Kreise Osthavelland wurde ein Gefäß gefunden (Abb. 236 und 237), das sich durch seine tiefschwarze Färbung wie namentlich durch seine Verzierung auszeichnet. Es ist mit dem Mäander versehen, einer Verzierung, die man bis vor kurzem gern den Römern und dem römischen Einflusse zuschrieb. Dieser Fund allein beweist schon, daß der Mäander in Germanien älter ist. In diesem Mäandergefäß von Buchow lag (Taf. XIII, 12—16) eine eiserne Scheere, die unseren Schaffscheren sehr



Abb. 236. Mäandergefäß von Buchow. Märk. Mus. II. 9297.

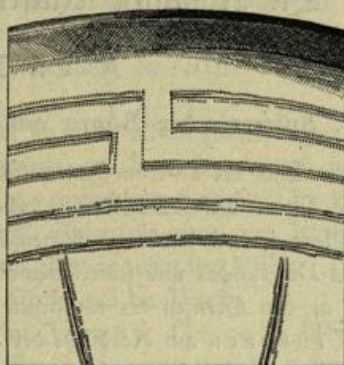


Abb. 237. Genauere Darstellung des Mäanders auf dem Gefäß von Buchow.

ähnlich sieht, eine eiserne Lanzenspitze, ein Bronzegürtelhaken mit Tierkopf, ein Bronzemesser und eine Fibel, die sich mit ihrem durchbrochenen Nadelhalter als späteste La-Tène-Ware erweist und zu den sehr selten vorkommenden Exemplaren gehört, die als Vorstufen der Augenfibel anzusehen sind.¹⁾ Fast unmerklich vollzieht sich in unseren Gegenden der Übergang von der La-Tène-Zeit zur römischen Kaiserzeit, da der römische Einfluß selbst sich erst in viel späterer Zeit bemerkbar macht, die frühesten Typen der Kaiserzeit sich dagegen langsam aus den Formen der La-Tène-Zeit entwickeln.

geschichte der Neumark Abb. 83. — Über Verzierung mit echter Koralle vgl. Niederl. Mitt. IV, 4 u. 113.

¹⁾ O. Almgren: Nordenopäische Fibelformen. Stockholm 1897. S. 22 Anm. 2.

V. Die Römische Kaiserzeit (1—500 n. Chr.).

A. Die Kultur.

I. Auftreten der Römer am Rhein und an der Donau.

Mit dem Ende der La-Tène-Zeit treten die Germanen nach und nach in das Licht der Geschichte. Die römischen Schriftsteller geben uns, wenn auch sehr lückenhafte und oftmals sehr unklare, so doch dankbar entgegengenommene Berichte über die Sitten und Zustände unseres Vaterlandes und seiner Bewohner. Im Jahre 113 v. Chr. waren die Kimbern an den Grenzen des römischen Reiches erschienen. Die Züge der Kimbern und Teutonen am Nordfuße der Alpen entlang und ihre verheerenden Einbrüche in Gallien erschütterten die in Süddeutschland und im heutigen Frankreich wohnenden keltischen Stämme derart, daß es Cäsar verhältnismäßig leicht wurde, die einst so kriegerischen Kelten völlig zu unterwerfen und die Grenze des römischen Weltreiches bis an den Rhein vorzuschieben. Während die Kelten im Innern Galliens sich der römischen Macht beugen mußten, unterlagen die Grenzstämme am Rhein und an der Donau dem Ansturm germanischer Scharen. Zwischen Römern und Germanen waren also die Kelten zerrieben worden. Und Römer und Germanen standen sich seit der Vernichtung der Kelten unmittelbar gegenüber. Es beginnt die Ara der blutigsten Kämpfe. Auf der einen Seite steht das gewaltige Rom als Weltmacht mit all den Hilfsmitteln seiner reichen Provinzen, dem größten Teile der damals bekannten Welt, und seiner hohen Kultur. Auf der anderen Seite ein großes, kriessgewaltiges, aber in viele Stämme zerrissenes Naturvolk mit dem todesmutigen Drange, seine Heimat und seine Freiheit zu verteidigen. Rom entsendet seine besten Feldherrn, einen Drusus, einen Tiberius. — Im Herzen Deutschlands ersteht seinem Volke ein Held wie Arminius. Lange schwankt der Kampf. Endlich, nach der furchtbaren Niederlage des Varus im Teutoburger Walde [9 n. Chr.] und nach den letzten kampfhaften, aber vergeblichen Versuchen des Germanicus gibt Rom seine Eroberungspolitik den Germanen gegenüber auf [17 n. Chr.]. Der Rhein ist wieder — wie schon zu Cäsars Zeit — die Grenze und bleibt es, von einigen Streifen am Oberrhein und am Taunus abgesehen, solange die Germanen diese Grenze respektieren. Selbst der Limes, der römische Pfahlgraben, bedeutete ja nur den endgültigen Verzicht der Römer auf weitere Eroberungen [80—250]. Als das Römerreich morscher und morscher wurde und Rom seine Grenzen nicht selber verteidigen konnte, diese Arbeit vielmehr den

„Barbaren“ überließ,¹⁾ da wurde im Sturme der Völkerwanderung das Römerreich eine sichere Beute der Germanen, die mit der Urkraft der Naturföhne das Weltreich zertrümmerten. Der Limes wurde genommen [259/60], die Germanen überschritten den Rhein [406], und das alte Rom sank unter den Schwertstreichen germanischer Krieger in Staub. Der Schauplatz all dieser Kämpfe war das westliche und das südliche Deutschland. Die Mark blieb von dem Ringen der aufstrebenden Germanen mit den absterbenden Römern zunächst unberührt. Schwerlich hat je der Fuß eines römischen Kriegers die märkische Heimat betreten, und niemals hat eine römische Kriegerschar, wie man das früher glaubte, die Mark unsicher gemacht. „Römerschanzen“ und „Römerkeller“ haben mit den Römern nichts zu tun. Wohl aber wurde auf den Schlachtfeldern des Westens auch das Schicksal der Mark entschieden. Und bei verschiedenen Episoden der deutschen Frühgeschichte spielt auch die Mark und spielen Märker eine Rolle.

Jene suebischen Scharen, die Ariovist über den Rhein führte, setzten sich aus germanischen Stämmen zusammen, die größtenteils aus dem Innern und wohl gar dem Norden Deutschlands kamen. Vielleicht sind jene eigenartigen Spät-La-Tène-Fibeln mit zwei Bronzehalbkugeln, die ein vertieftes und mit Blutemail ausgelegtes Kreuz tragen,²⁾ in der Tat ein Zeugnis für die Heimat und die Züge ariovistischer Völker. Das Märkische Museum besitzt eine ganze Reihe ähnlicher Fibeln aus der Mark.

Als Tiberius auf seinem Zuge im Jahre 5 n. Chr. an die Elbe kam, da soll (Velleius II, 106) ein germanischer Greis semnonischer Herkunft auf einem Einbaum über den Fluß gerudert sein, um den gewaltigen Cäsar zu sehen, von dessen Glanz und Macht man — namentlich in der Zeit vor der Teutoburger Schlacht — in germanischen Wäldern gewiß viel und oft erzählte. Und jener Semnonenkönig Masuus, der zusammen mit der Prophetin Ganna dem römischen Kaiser Domitian in Rom seine Aufwartung machte und glänzend aufgenommen wurde, dürfte ja auch ein Märker gewesen sein. Denn die Mark war der Stamm- und Hauptsitz der Semnonen, des mächtigsten unter den herminonischen Völkern, die in ihrem Hauptheiligtum die Göttin Nerthus verehrten. Soviel uns Tacitus auch von diesem Heiligtum und seinen Verehrern erzählt, wir können nicht einmal mit einiger Sicherheit den Ort angeben, wo es gelegen. Wir wissen selbst nicht, ob es innerhalb oder außerhalb der märkischen Grenzen zu suchen ist.

Alle Sueben zeichneten sich durch eigenartige Haartracht aus. Das Haar der Männer wurde nicht — wie man aus dem Tacitus herausgelesen und wie man es auf modernen Bildern so oft sieht — auf dem Scheitel zu einem Schopfe, sondern an der rechten Seite zu einem Knoten zusammengefaßt, wie man das an zahlreichen antiken Bildwerken beobachten kann. Aber die Kultur der märkischen Semnonen erzählt uns Tacitus mancherlei. Genauer aber — weit genauer unterrichten uns die Funde.

Und gerade für die den meisten Historikern³⁾ völlig rätselhaften und unverständlichen Erfolge der Germanen den Römern gegenüber geben uns die Funde erst den Schlüssel.

¹⁾ Vgl. H. Delbrück: Gesch. d. Kriegskunst usw. II, 2. Aufl. 1909 S. 210 ff.

²⁾ Kossinna: Korrespondenzbl. d. d. Anthr. Ges. 1907, S. 60 Abb.

³⁾ Mommsen: Röm. Gesch. V, S. 50.

2. Entstehung, Entwicklung und Chronologie der kaiserzeitlichen Eisenkultur.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden die in Nord- und Mitteldeutschland häufig vorkommenden Urnenfriedhöfe mit den zahlreichen kaiserlichen Fibeln, Waffen und Geräthen für „Wendenkirchhöfe“ gehalten. Als man durch einige genau zu datierende Funde diese Ansicht als Irrtum erkannt hatte, nahm man ganz allgemein an, daß alle Altertümer dieser Zeit, soweit sie nur irgend eine gewisse Geschicklichkeit verrieten, aus römischen Werkstätten hervorgegangen seien. Den Germanen konnte man doch unmöglich zutrauen, daß sie die prächtigen, tiefschwarzen, schön geformten Mäandergefäße oder gar die Bronze- und Silberfibeln selber angefertigt hätten.¹⁾

Erst in neuester Zeit ist man ohne Vorurteil an die Prüfung der „römischen“ Funde herangegangen und hat sich, was einzig und allein richtig ist, auf den Boden der Tatsachen gestellt. Altertümer, die wirklich römischen Ursprunges sind, müssen sich nicht nur bei uns, sondern auch im römischen Reiche, mindestens also in einer ehemals römischen Provinz nachweisen lassen. Solche Altertümer gibt es. Die schönen roten, auf der Drehscheibe gearbeiteten und meist kunstvoll verzierten Terrasigillatagefäße, wie sie, obwohl selten, auch in der Mark gefunden worden sind, entstammen in der Tat römischen Fabriken.²⁾ Wir wissen heute nicht nur, daß das Ursprungsgebiet dieser Gefäße Italien ist (Arezzo, Puteoli usw.), und daß sie später in Gallien und auch am Rhein hergestellt wurden; wir können nach der Technik, dem Ton und der Verzierung auch das Alter dieser Gefäße genau bestimmen. Und ähnlich ist es mit römischen Bronzegefäßen und dem ganzen römischen Import. Die reiche Fülle der kaiserzeitlichen Altertümer ist jedoch heimisches Fabrikat; ja sie sind auch nicht einmal römisch beeinflusst. Die Grundlage, auf der sich die Typen der Kaiserzeit entwickelt haben, ist nicht die römische, sondern die heimische La-Tène-Kultur. Die Nachwirkung der La-Tène-Kultur war so stark, daß sich sogar die römische Provinzialkultur, also die Kultur der Länder, die politisch völlig unter römischer Herrschaft standen, aus der La-Tène-Kultur entwickelt hat, hier natürlich unter Einwirkung der italisch-römischen Ware.

Am Rhein und an der Donau macht sich der römische Einfluß in den meisten Gebieten schon von der frühesten Kaiserzeit an geltend. Im übrigen Deutschland, auch in der Mark, werden die Spuren römischer Kultur erst in viel späterer Zeit bemerkbar, etwa seit den Markomannenkriegen (161—180), also seit der letzten Hälfte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts. Damals wurden einige germanische Stämme auf römisches Gebiet verpflanzt und damit der römischen Kultur ein günstiges Einfallstor ins Germanenland eröffnet. Der römische Einfluß wird am stärksten im dritten und vierten Jahrhundert. Am Ende des vierten Jahrhunderts setzt bekanntlich die Völkerwanderung ein, und mit ihr beginnt die große Abwanderung der Germanen auch aus der Mark nach dem Süden hin.

So umfaßt die römische Kaiserzeit einen Zeitraum von etwa fünf Jahrhunderten. Man unterscheidet die frühe, die mittlere und die späte Kaiserzeit. Die letztere geht über in die Zeit der Völkerwanderung.

¹⁾ Silberner Armring: Vogt u. Stimming Abt. V, Taf. 1. Silberner Haken: Ebenda V, 12.

²⁾ Dragendorff: Zeitschr. f. Ethnol. 1906, S. 371. — Bonner Jahrbücher 1896.

Chronologie der römischen Kaiserzeit. 1—500 n. Chr.

I. Frühe Kaiserzeit. 1. Jahrh.

(Vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zur Anlegung des Eimes.)

II. Mittlere Kaiserzeit. 2. Jahrh.

(Bis zu den Markomannenkriegen und zur Zerstörung des Eimes.
Einsetzen des ersten Kulturstromes vom Schwarzen Meere.)

III. Späte Kaiserzeit. 3. und 4. Jahrh.

(Bis zum Untergange des römischen Reiches.)

IV. Völkerwanderung. 5. und 6. Jahrh.

3. Entwicklung der Augenfibel.

Sämtliche germanische Fibeln der Römerzeit (vgl. Taf. XIV, 6—18) haben sich aus La-Tène-Fibeln entwickelt. Die Entwicklungsreihen der kaiserzeitlichen Typen schließen sich lückenlos an die Formen der La-Tène-Zeit an. Wir haben gesehen, daß der Nadelhalter am Ende der La-Tène-Zeit meist noch nicht ganz geschlossen, vielmehr entweder durchlöchert oder gitterartig durchbrochen war. Um die Wende unserer Zeitrechnung ist der Nadelhalter bereits gefüllt, und nun vollzieht sich die Entwicklung an anderen Teilen der Fibel. Eine der eigenartigsten Fibeln der Kaiserzeit ist die Augenfibel. Sie ist germanischen Ursprungs und hat sich aus einer Spät-La-Tène-Fibel entwickelt, von der wir bisher nur vier Exemplare kennen. Eines dieser Stücke besitzt das Märkische Museum. Es lag in dem Mäandergefäß von Buchow, Kr. Ost-Havelland, und trägt am Kopfe eine Verbreiterung, die sicher die Bedeutung einer Stützplatte hatte und sich bogenförmig nach außen windet (Taf. XIII, 12). Sobald der Bogen beinahe geschlossen ist, macht die Verzierung den Eindruck zweier Augen, und daher hat die Fibel ihren Namen erhalten.

Die ältesten Formen der voll entwickelten Augenfibeln (Taf. XIV, 6) haben noch offene Schlitze; nach und nach schließt sich der Schlitz, nachdem sich zuerst ganz dünne Stege gebildet haben. Die zweite Entwicklungsstufe hat als Augen nicht mehr Schlitze, sondern Löcher; bald verschwinden auch diese, und die Augen sind nun nur noch schwache, oft umwänderte Vertiefungen; zuletzt fehlen die Augen ganz, und man erkennt nur noch an der gesamten Form den Charakter der Fibel.

Aus sicheren Funden in römischen Lagern läßt sich die Augenfibel genau datieren. Die ganze Entwicklung hat sich in den ersten fünf Jahrzehnten unserer Zeitrechnung vollzogen. Damit ist uns ein sicherer terminus post quem gegeben. Und da sämtliche Entwicklungsstufen der Augenfibel in der Mark genau so vorkommen wie im Westen Deutschlands, so dürfte auch in der Zeitstellung kein besonders großer Unterschied vorhanden sein. In rein römischen Ländern tritt die Augenfibel nicht auf; sie ist also nicht römisch. Wenn sie in römischen Lagern gefunden wurde, so erklärt sich das daraus, daß im römischen Heere germanische Krieger in großer Zahl als Hilfstruppen Verwendung fanden.

Im Osten Deutschlands hat sich noch eine Nebenform der Augenfibel (Taf. XIV, 7) entwickelt, deren „Augen“ auf dem Fuße des Bügels sitzen. Diese Form kommt in der Mark ebenfalls vor, ist aber chronologisch noch nicht so scharf zu fassen wie die Hauptform.¹⁾

4. Mäandergefäße.

Das Mäandergefäß von Buchow ist bereits besprochen worden (Abb. 237). Der Mäander auf dieser Urne besteht aus einer einfachen Linie; sie ist jederseits begleitet von einer Reihe kleiner Vierecke, die mit einem Rollstempel in den weichen Ton eingedrückt wurden.

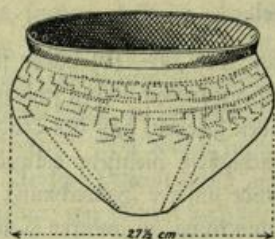


Abb. 238. Mäandergefäß von Seelow. Märk. Mus. II. 7422. ¹/₇.

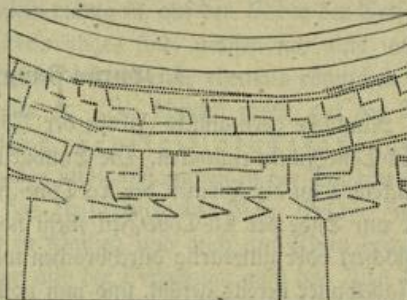


Abb. 239. Genauere Darstellung der mäanderartigen Verzierung auf dem Gefäß von Seelow.

Eine Mäanderurne enthielt auch der Fund von Seelow, im Kreise *Lebus* (Abb. 238, 239).



Abb. 240. Mäandergefäß von Königsberg M. Slg. Dr. Hindenburg, Großbeeren. Zeitschr. f. Ethnol. 1908, S. 772 ff. Vgl. Taf. XV, 17 u. 18. Einienmäander.

In der Urne lagen zwei Eisensibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und ebenfalls ein gekrümmtes Messer. Auch dieser Fund steht dem Beginn unserer Zeitrechnung sehr nahe (Taf. XIV, 1—3).

Genau derselben Zeit wie die Mäanderurne gehört ein flaschenartiges Tongefäß an, in dem ein eisernes Sichelmesser und eine Eisensibel mit gitterartig durchbrochenem Nadelhalter gefunden wurde (Taf. XIV, 4 u. 5).

Die Funde aus der spätesten La-Tène-Zeit und der frühesten Kaiserzeit sind also in erster Linie charakterisiert durch Sibeln mit durchbrochenem Nadelhalter und durch Mäanderverzierung. Der Nadelhalter ist bald ganz gefüllt; der Mäander kommt während der frühen und mittleren Kaiserzeit vor.²⁾ Den schönsten Mäander

¹⁾ Kiefebusch: Einfluß d. röm. Kultur auf die germanische usw. Nebst einem Anhang: Chronologie der Augensibeln. Stuttgart, Strecker und Schröder 1908.

²⁾ G. Kossinna: Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthrop. 1907, S. 165 ff.



Abb. 241. Mäandergefäß von Wilsnack, Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 8885. $\frac{1}{4}$.

Abb. 242. Mäandergefäß von Fohrde, Kr. Westhavelland. Märk. Mus. II. 9935. $\frac{1}{4}$.

des Märkischen Museums zeigt eine Urne von Wilsnack (Abb. 241), Kr. Westprignitz.¹⁾

Aus der mittleren Kaiserzeit stammt die Urne von Milow, Kr. Westprignitz, in der sich Bronzefibeln mit zweilappiger Rollenfappe und einige Nadeln vorfanden. Der Mäander ist auf diesem Gefäße schon weniger sorgfältig gearbeitet. Die Urne, die Leichenbrand enthielt, ist nicht schwarz, sondern gelblich und trägt drei knopfartige Zapfen.

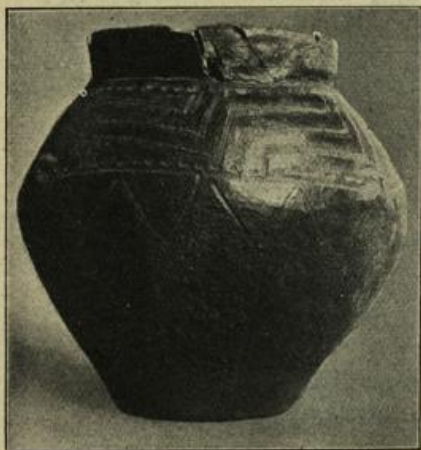


Abb. 243. Mäandergefäß von Milow, Kr. Westprignitz Märk. Mus. II. 6038. $\frac{1}{4}$.



Abb. 244. Mäandergefäß von Medlitz, Kr. Osthavelland. Märk. Mus. II. 25285. $\frac{1}{2}$.

B. Funde.

1. Die Leichenbrandurne von Karlshorst, Kr. Niederbarnim.

Die Urne von Karlshorst wurde beim Bau eines Hauses aufgefunden. Sie ist aus gelblichem, gut gebranntem Ton gefertigt. Der etwas nach außen gebogene Rand

¹⁾ Vgl. Dof und Stimming: Vorgesch. Altertümer aus der Mark Brandenburg 1887 Abt. V, Tafel 1—15. [Gräberfeld von Fohrde, Kr. Westhavelland.]

setzt sich nicht allzu scharf vom Halse ab. An der Schulter ziehen sich einige Rillen rings um die Urne herum. Der untere Teil ist durch fünf Gruppen von je fünf Rillen verziert, die von der Schulter zum Boden laufen. Der Henkel ist abgebrochen. Neben seiner unteren Ansatzstelle sitzen drei stumpfe, kegelförmige Zapfen. In der Urne liegen die Knochenreste, die den untersten Teil des Gefäßes füllen. Auf diesen menschlichen Überresten fand man zwei ganz gleichgeformte bronzene Gewandnadeln. Beide sind ausgezeichnet erhalten. Es sind Kniefibeln, die dem zweiten und allenfalls dem Anfange des 3. Jahrhunderts angehören und auf westgermanischen Friedhöfen vorkommen (Taf. XV, 1 u. XIV, 14).

2. Der Fund von Damme.¹⁾

Auf einer flachen Anhöhe in der Nähe des Gutes Damme im Kreise Prenzlau wurde ein Grab mit römischen Importstücken gefunden, das etwa 2½ m tief in den Lehm gegraben und mit Sand gefüllt war. In diesem Grabe stand neben einigen anderen Tongefäßen eine prächtige hochrote Terrasigillata-schale (Abb. 245). Die Mündung ist von einem Randwulst umgeben. Während der obere Teil nicht verziert ist, zieht sich

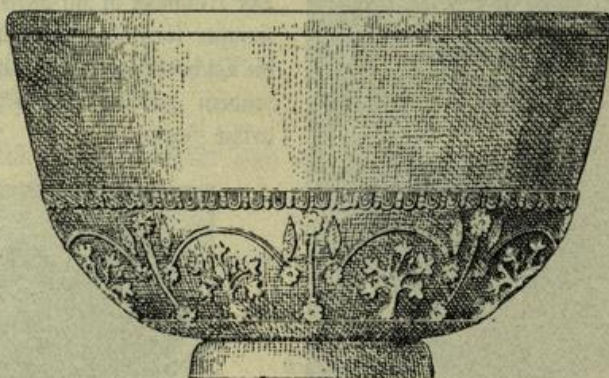


Abb. 245.

um den mittleren ein Eierstab. Unter ihm ist der Raum durch Säulen und Halbbogen, die in Rosetten endigen, in mehrere Felder geteilt. Jede der Nischen unter den Halbbogen ist mit einem Baum ausgefüllt, und die Ecke zwischen Halbbogen und Säule trägt ein Blattornament. Auch eine Schöpfkelle mit langem Stiel und konzentrischen Kreisen am Boden und ein dazugehöriges Sieb, dessen Stiel in der Mitte ähnliche Fortsätze hat wie der Stiel des Schöpfgefäßes, lagen in dem Grabe (Abb. 246).

¹⁾ Mitt. d. Uckermärk. Mus. u. Gesch.-Ver. 1, S. 49 ff. Daraus Abb. 245 u. 246. — Brandenburgia X, S. 312 ff. — E. Blume: Verzeichnis der Sammlung in Prenzlau 1909, S. 57. — Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 396, 405. — Über einen anderen Fund mit röm. Import vgl. Bietikow, Kr. Prenzlau. Nachrichten usw. 1890, S. 39 [Bronzeimer, Sieb, Glas].

Außerdem wurden noch 40—50 teils grünlichblaue teils weiße Spielsteinchen aus Glas in dem Grabe gefunden, die oben gewölbt und unten flach waren und einen Durchmesser von 21 bis 26 mm hatten. Zwei silberne Fibeln und eine silberne Riemenschleife mit rechteckiger Kappe vervollständigen den Fund.

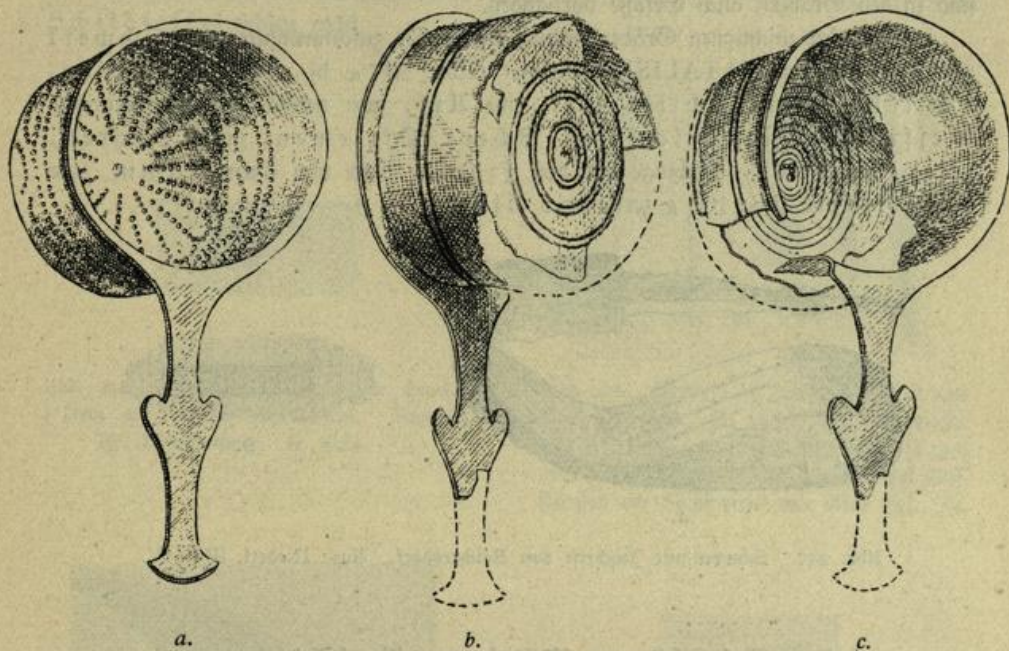


Abb. 246.

3. Das Gräberfeld von Sadersdorf, Kr. Guben.

Das Gräberfeld von Sadersdorf ist eines der größten und am besten untersuchten kaiserzeitlichen Gräberfelder der Mark. Zwar war auch hier schon manches Grab, ja mancher Teil des Friedhofes zerstört, der Forstkultur oder elendester Raubgräberei zum Opfer gefallen, ehe sich Professor H. Jentsch in Guben dieser Fundstätte annehmen konnte. Der äußerst gewissenhafte Forscher hat dann noch im ganzen etwa 70 Gräber untersucht und ausführlich beschrieben. [Eine Reihe dieser Gräber gehört der La-Tène-Zeit an und hat ebenfalls interessante Funde ergeben.] Die Toten waren bei Sadersdorf größtenteils in Brandgruben bestattet worden. Die Funde von Sadersdorf könnten beinahe allein ein Bild der äußeren Kultur während der Kaiserzeit geben.¹⁾

¹⁾ Niederlausf. Mitt. IV, S. 1—98.

4. Das Gräberfeld von Reichersdorf, Kr. Guben.

Die Gräber bei Reichersdorf¹⁾ sind in der Regel ebenfalls Brandgruben ohne Steinsetzung und ohne Tongefäße, von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m Durchmesser und einer Tiefe von fast 1 m. Die Knochenreste mit den Beigaben sind wahrscheinlich in einem Behälter aus Holz, Leder oder einem sonstigen leicht vergänglichen Material beigesezt worden. Zuweilen sind in den Gräbern auch Gefäße vorhanden.

Eines der wichtigsten Gräber enthielt ein großes zusammengebogenes Schwert mit dem Stempel NATALISM (anibus) (Abb. 247 a, b), eine Speerspitze, Schildbuckel und Schildfessel, eine Art, zwei gerade und zwei frumme Messer, zwei Messerschärfer, Schere, Pfriemen, zwei Sporen, zwei Schnallen, Beschläge und drei Fibeln, Reste von einem Kamm, eine Pinzette und etwa 100 g zerflossenes Glas.

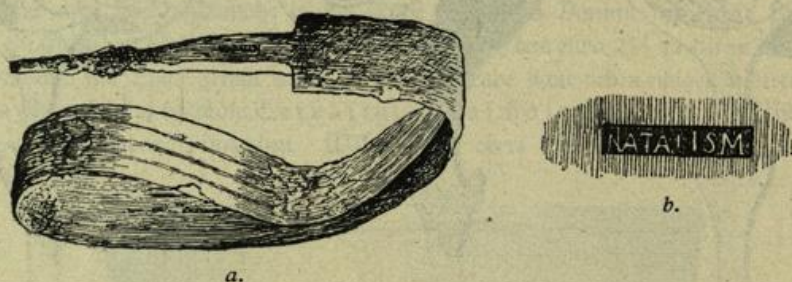


Abb. 247. Schwert mit Inschrift von Reichersdorf. Aus: Niederl. Mitt. IV.

5. Das Gräberfeld von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim.²⁾

In der Nähe des Vorwerks Wilhelmsau, das zum Rittergute Rüdersdorf gehört, lag auf einer halbinselartigen bis zum Spreetal sich erstreckenden Erhebung ein umfangreiches Gräberfeld. Die einzelnen Gräber waren kesselförmige Gruben von 25 bis 40 cm Tiefe. In den Gruben fand man den Leichenbrand ohne jede schützende Hülle. Vielleicht war er auch hier in einer aus vergänglichem Material hergestellten Umhüllung beigesezt, die längst vergangen ist. Außer den Leichenbrandresten enthielten die „Brandgrubengräber“ allerlei Beigaben aus Ton, Metall oder Glas. Alle diese Altertümer waren so starkem Brande ausgesetzt, daß die Tongefäße zum Teil vollkommen verschlackt sind.

Die Gräber von Wilhelmsau sind reich an Metallbeigaben jeder Art. Unter den Tongefäßen hat man auch ein provincialrömisches Terrasigillatagesäß mit Reliefverzierung gefunden. Wie die meisten Stücke, so war auch dieses stark vom Brande mitgenommen. Es ist ein sicheres Importstück aus der römischen Provinz.

¹⁾ Niederlausf. Mitt. IV, S. 110 ff. Dasselbst weitere Literaturangabe.

²⁾ H. Busse: Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 569 ff. — E. Friedel: Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins der deutsch. Geschichts- u. Altertumsvereine 1888, S. 1 ff.

Auf römischen Einfluß sind auch die Schlüssel zurückzuführen, die wir in der in Wilhelmsau, Berlitt, Rampitz und vielen anderen Orten auftretenden Form in römischen Kastellen überaus zahlreich antreffen.

Schildbuckelnägel, Messer, Scheren, Lanzenspitzen, Spinnwirtel und Perlen sind ebenfalls recht häufig. In einem Grabe lagen nicht weniger als sieben kleine Eimerchen. Auch Schildbuckel und die dazu gehörige Schildfessel fehlen nicht.



Abb. 248. Knopfsporn mit dickem Stachel.
1 Arm mit Knopf abgebrochen. Rampitz,
Kr. Weststernberg. II. 9834. $\frac{1}{6}$.

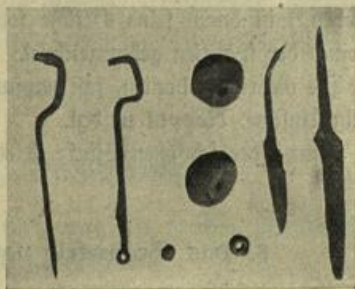


Abb. 249. Schlüssel II. 15214/15; grüne und
blaue Glasperle [II. 15217/16]; Eisenmesser
[II. 15189/90] und 2 Spinnwirtel [II. 15198]
von Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus.
[Messer und Spinnwirtel aus Grab 14]. $\frac{1}{6}$.

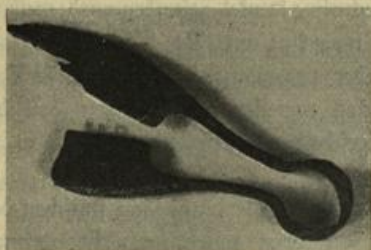


Abb. 250. Schere aus Eisen. Wilhelmsau,
Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 15137. $\frac{1}{6}$.



Abb. 251. Chirurgisches Besteck [Messer,
Schiere usw. an einem Ringe]. Rampitz,
Kr. Weststernberg. Märk. Mus. II. 9991. $\frac{1}{2}$.

6. Sunde von Berlitt, Kr. Ostprignitz. (Taf. XV, 1—23.)

In der Nähe des Dorfes Berlitt liegt eine Sandgrube, die auf einem Friedhofe der späteren Kaiserzeit angelegt worden ist. Die ausgezeichneten Funde, welche das Märkische Museum von dieser Stelle besitzt, lassen erkennen, wie reich das Totenfeld ausgestattet gewesen sein muß. Leider hat auch hier die planmäßige Untersuchung gefehlt. Die wichtigsten Stücke sind Zufallsfunde und wurden ohne jeden Fundbericht ein-

geliefert. Aus einem einzigen Grabe kennen wir die zusammengehörigen Funde.¹⁾ Von diesem Gräberfelde besitzt das Märkische Museum ein zu einem Klumpen zusammengerostetes *Kettenehemd* (Ringbrünne).

7. Das Gräberfeld von Buzow. (Taf. XV, 11—16.)

Das Gräberfeld von Buzow, ebenfalls von Vofß und Stimming eingehend beschrieben,²⁾ ist durch seine Gefäße sowohl wie durch die zahlreich auftretenden Fibeln als eines der spätesten gekennzeichnet. Es gehört schon mehr der Völkerwanderungszeit an. Die niedrigen, breiten, fast napfartigen Gefäße sind nur selten verziert, tragen aber häufig Ansätze, Noppen u. dgl.

Eines der schönsten Stücke ist eine große, wuchtige Eisenart.

8. Das Gräberfeld von Dahlhausen, Kr. Ostprignitz.³⁾

Auf einer sandigen Erhebung westlich von Dahlhausen wurde Anfang der neunziger Jahre ein Friedhof aus der späten Kaiserzeit aufgedeckt, der mehr als 100 Gräber enthielt. Die Funde besitzt zum größten Teil das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin. Die Urnen standen in Flachgräbern und waren ohne Steinschutz beigesetzt. Die Tongefäße haben nie einen Deckel; auch kommen keine Beigefäße vor. Die Formen sind meist einfach; am häufigsten tritt die weitrandige *Schalenuerne* auf. Während sie auf den meisten Gräberfeldern der späten Kaiserzeit ohne Henkel gefunden wird, weist sie in Dahlhausen die so eigenartig geformten *Knopfhenkel* auf. Der Ton ist meist gut geschlemmt, und die Gefäße sind meist schwärzlich oder gar glänzend schwarz. Die Verzierungen sind einfach, etwas nachlässig und bedecken zuweilen einen großen Teil der Urne. Auch diese Gefäße sind noch ohne Töpferscheibe hergestellt worden, also in freier Hand geformt.

In allen Urnen befand sich natürlich Leichenbrand. Sehr häufig lag zwischen den Knochen *Räucherharz*. Aber auch andere Beigaben treten in nicht geringer Zahl auf.

Die in Dahlhausen so oft vertretene Fibel mit hohem Nadelhalter ist für die späte Kaiserzeit geradezu typisch. Neben ihr erscheinen noch einige andere Formen, die für die ethnologischen Beziehungen und die Kulturzusammenhänge nicht ohne Bedeutung sind.⁴⁾ Fast alle Fibeln sind aus Bronze, nur wenige aus Eisen gefertigt. An Knochengewerten fand sich nur eine Nadel mit scharf profiliertem Kopf. Waffen kommen fast gar nicht vor und zwar weder Schutz- noch Trutzwaffen. Nur ein

¹⁾ Dieses Grab ist von O. Monte gehoben worden.

²⁾ Vofß u. Stimming, Vorgesch. Altertümer aus der Mark Brandenburg. 1887, Abt. VI, Taf. 1—7.

³⁾ M. Weigel: Das Gräberfeld von Dahlhausen. Archiv f. Anthr. XXII, S. 219 ff. — P. Quente: Prähistor. Zeitschr. III, 1911, S. 156 ff.

⁴⁾ B. Salin: Die altgerman. Tierornamentik.

kleiner Schildbuckelnagel erinnert an Kriegsgerät, allenfalls noch ein Paar allerdings recht interessanter Sporen¹⁾ und eine Miniaturaxt. Häufiger waren eiserne Messer in den Urnen enthalten. Schnallen und Riemenzungen sind ebenfalls nicht selten. In einem Grabe fand man vier eiserne Pfeilspitzen. Als Anhänger dienten die kleinen eisernen Eimerchen, die ja auf allen spätkaiserzeitlichen Gräberfeldern angetroffen werden. Das Bruchstück einer eisernen Kette zeigt, daß die Enden der Ringe zum Teil zusammengemietet sind. Als Schmuckstücke haben einige hellblaue oder bunte Glasperlen gedient. Neuerdings wurden auf dem Friedhofe von Dahlhausen zwei Perlen mit Gesichtsverzierungen gefunden.

C. Ansiedlung, Handel, Bevölkerung.

1. Der Grundriß eines germanischen Hauses aus der späten Kaiserzeit bei Paulinenaue, Kr. Westhavelland.

Auf dem Acker des dem Herrn v. Knoblauch gehörigen Rittergutes Paulinenaue gelang es mir (im Oktober 1911), innerhalb einer größeren Siedlung den Grundriß eines germanischen Hauses aus der späten Kaiserzeit aufzudecken. Das Haus stand — wie die Häuser von Buch — auf Pfosten und enthielt ebenfalls zwei Räume, den Hauptraum und die Vorhalle. Innerhalb des Hauptraumes lag auch hier der Herd, auf dem noch einige vom Brande geschwärzte Steine, vor allem aber zahlreiche Tierknochen und Gefäßreste zu finden waren. In der Grube neben dem Herde wurde außer mehreren Unterkiefern vom Schwein und einigen Rinderknochen das beinahe vollständige Knochengeriüst eines Hundes²⁾ gefunden. Auf dem Herde fanden sich einige Gefäßreste, die das Haus der späten Kaiserzeit zuweisen. Ein Scherben, der in jeder Beziehung an die Grabgefäße von Butzow usw. erinnert und gerade auf der Grenze des Herdes und der Herdgrube lag, würde allein schon zur sicheren Zeitbestimmung genügen. Der Fund ist von hervorragender Bedeutung, weil er nun endgültig den Beweis dafür liefert, daß auch die Germanen, und zwar sogar noch während der späten Kaiserzeit, den Pfostenbau anwandten.³⁾

2. Der Handelsweg während der Kaiserzeit.⁴⁾

Eine ganze Reihe hervorragender Funde enthalten — wie wir gesehen haben — einzelne Altertümer, namentlich Terrasigillatagefäße, Bronzekeffel,

¹⁾ Sporen treten seit der La-Tène-Zeit auf. [Knosporn, Stuhlsporn von Hoppenrade, Mus. f. Völkerkd. I. f. 4220/31.] Über Eimerchen siehe Prähist. Zeitschr. III, S. 161.

²⁾ Über die sehr interessanten und für die Haustierforschung wichtigen Ergebnisse der Knochenuntersuchungen wird Dr. Hiltzheimer-Stuttgart in der Prähist. Zeitschr. III berichten.

³⁾ Diese Tatsache wird bestätigt durch Beobachtungen des Herrn Versu in der Nähe von Frankfurt a. O. Der Fund von Paulinenaue wird veröffentlicht in der Prähist. Zeitschr. III.

⁴⁾ Eissauer: Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 591 ff.

Kasserolen und Siebe, die zweifellos nicht im Lande gefertigt wurden. Sie entstammen vielmehr der in Westdeutschland mit den Germanen in Berührung gekommenen römischen Provinzialkultur. Das Ursprungsland dieser Gefäße war also Gallien, allenfalls die römische Provinz „Germania“. Der Handel zog sich den Rhein hinab, führte die gallisch-römische Ware auf dem Seewege durch die Nord- und Ostsee an die deutsche Küste und drang von hier aus ins Innere Germaniens vor. So kamen Terrasigillata- und Bronzegefäße und mit ihnen römische Kaiser Münzen ins märkische Land. Auch von Süden herauf hat der römische Kaufmann seit den Markomannenkriegen sicher Zugang gefunden. Die römische Kultur wirkte in zweifacher Hinsicht auf die germanische der mittleren und späteren Kaiserzeit ein. Sie brachte provinzialrömische Waren in die Mark und beeinflusste germanische Kultur insofern, als sie alte Formen umgestaltete. Das geschah zu einer Zeit, als die Sonne der römischen Weltherrschaft schon im Sinken war. Mit der zunehmenden Schwäche der römischen Kaiser erstarbte die Volkskraft der Germanen mehr und mehr. Durch den Vorstoß der Hunnen von Osten her kam Bewegung in die Massen. Die germanischen Grenzvölker sprengten die Einfalls-
tore in römisches Gebiet, überschritten den Limes, rückten weiter nach Süden vor, und hinter ihnen her flutete die ungeheure Masse der germanischen Völker aus dem Herzen Deutschlands dem sonnigen Süden zu. Auch die Mark wurde im Strudel dieser Völkerwanderung entvölkert und ist seit dem vierten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt nur schwach besiedelt. Zerstreute Reste müssen in ihren alten Wohnsitzen geblieben sein. Sie wurden später eine Beute der nachdrängenden Slawen, wurden von diesen unterworfen und haben sich mit ihnen vermischt.

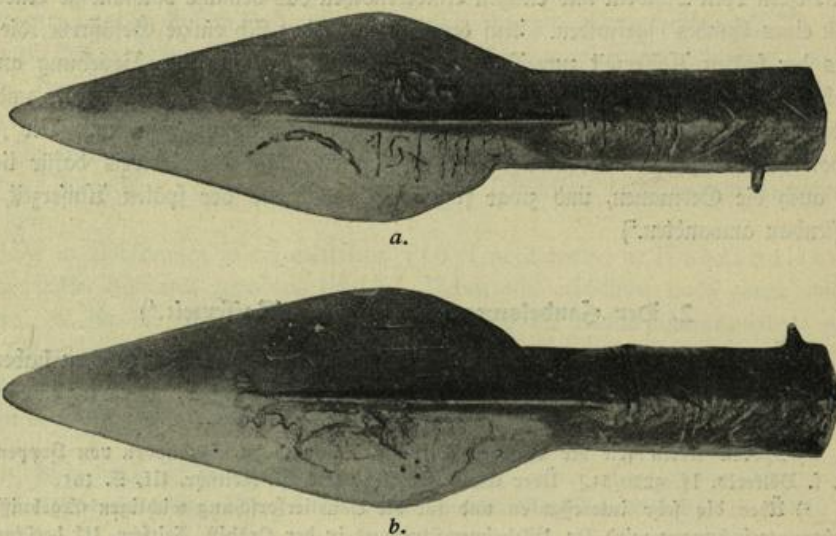


Abb. 252. Runenlanze von Müncheberg, Kr. Lebus. Mus. in Müncheberg.
Die Runenschrift [Ran(i)ngā] wird als Personennamen gedeutet.
Späte Kaiserzeit.

3. Die Bevölkerung der Mark während der Kaiserzeit.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß die Mark Brandenburg während der Kaiserzeit ausschließlich von Germanen bewohnt war. Schon auf der Weltkarte des Agrippa,¹⁾ die etwa aus der Zeit um Christi Geburt herrührt, liegt unsere Landschaft fast genau in der Mitte des germanischen Gebietes, das bereits damals von der Weichsel, der Donau und dem Rheine begrenzt wurde und im Norden bis nach Skandinavien hin reichte. Schon in ältester Zeit lassen sich bei den Germanen zwei Gruppen unterscheiden, die in Tracht, Charakter, Religion, Sprache und Kultur voneinander abweichen. Auch den römischen Schriftstellern ist dieser Unterschied zwischen West- und Ostgermanen nicht entgangen, und die neuere Forschung hat die tiefgreifenden Unterscheidungsmerkmale in jeder Beziehung bestätigt gefunden.²⁾ Ptolemäus (180 n. Chr.) gibt als Grenze zwischen Ost- und Westgermanen die Oder an.

Unsere Mark wurde im Westen also von Westgermanen und im Osten von Ostgermanen bewohnt. In der Altmark saßen bis zur Elbe hin, auch noch darüber hinaus im westlichen Teile der Prignitz, die Langobarden, während sonst der ganze Westen der heutigen Mark von Semnonen besetzt war. Diese Semnonen hielten sich nicht nur selbst für einen der ältesten und edelsten germanischen Stämme, sie standen vielmehr in der Tat in Germanien in höchstem Ansehen. Ihr Land barg den heiligen Hain der herminonischen Stämme, den niemand ungefesselt betreten durfte. Wo dieser Hain lag, läßt sich nicht bestimmen; er ist z. B. bei Burg im Spreewalde, im Blumenthal bei Strausberg, auf den Müggelbergen bei Cöpenick gesucht worden.³⁾ Im östlichen Teile der Mark wohnten die Ostgermanen, die wandilischen Silingen, die Burgunden und zuletzt auch noch ihre Bedränger, die Goten.

Dieselben Gegensätze zwischen Ost- und Westgermanen, wie sie uns von römischen Schriftstellern bezeugt werden, kommen nun auch in den archäologischen Funden zutage. Kossinna hat es unternommen,⁴⁾ die in den Funden hervortretenden Eigenheiten ethnologisch zu deuten. Nach Kossinas Ansicht gehört der nordwestliche Teil der Mark Brandenburg während der jüngeren Stein- und der ältesten Bronzezeit zur alten Heimat der Nord-Indogermanen. Der Süden und Südosten war damals schwach bewohnt. Von der zweiten Periode der Bronzezeit ab wird das Land westlich und nördlich einer Linie, die von Schwedt a. d. O. über Eberswalde, Berlin, Potsdam westlich zur Elbe hinzieht, von Germanen besiedelt. Die Neumark, die Lausitz und den Süden dagegen nimmt einer der thrakischen Stämme in Besitz, der erst um 500 v. Chr. Geb. von den nach Westen

¹⁾ Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde III, 212 ff.

²⁾ O. Pniower: Die Bevölkerung Brandenburgs vor der slawischen Zeit. Archiv der Brandenburgia III, 1897, S. 94 ff.

³⁾ H. Jentsch: Die prähist. Altertümer aus dem Stadt- und Landkreise Guben 1885, S. 12.

⁴⁾ G. Kossinna: Die verzierten Lanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 369 ff. — Derselbe: Die Herkunft der Germanen. Manusbibliothek, Heft 6, 1911.

vordringenden Ostgermanen verdrängt wird. Die ostgermanischen Stämme der Wandilier, Burgunden und Goten lassen sich durch ihre Kultur sowohl untereinander als auch von den westgermanischen Stämmen unterscheiden. Während der Früh- und Mittel-Ea-Tène-Zeit reicht die Ostgrenze der Westgermanen bis in die Lausitz hinein und zwar bis in die Kreise Calau und Luckau; weiter nördlich bilden die Gräberfelder von Rudow und Ragow im Kreise Teltow die Grenze, während in der Neumark sogar noch das rechte Oderufer von Westgermanen besetzt ist. In der Mittel- und Spät-Ea-Tène-Zeit rücken jedoch die Ostgermanen bis an die Oder heran. Die wandilischen Stämme gehen in der Spät-Ea-Tène-Zeit die Oder aufwärts bis zur Neisse¹⁾ und überschreiten sogar die Oder, während der östliche Teil der Niederlausitz verödet bleibt. Die Grenzen zwischen West- und Ostgermanen verschieben sich naturgemäß. Im 1. Jahrhundert n. Chr. ist das rechte Oderufer noch von Westgermanen besetzt. War die östliche Neumark bis jetzt wenig besiedelt, so dringen im 3. und 4. Jahrhundert die ostgermanischen Burgunder mit ihren Brandgrubengräbern weit über die Oder vor.

Auch aus der Lausitz ziehen sich die Westgermanen zurück, und während der späten Kaiserzeit sind die Kreise Calau und Luckau bereits in den Händen der Ostgermanen. Zwischen beiden Gruppen liegt ein breiter, öder Gürtel (die Uckermark und das Ruppiner Land sind fast leer), und erst im äußersten Westen der Mark finden sich westgermanische Gräberfelder.

Kossmas Schlüsse sind für die Lösung der schwierigsten Probleme, ja für die ganze Stellung der Prähistorie den anderen Wissenschaften, z. B. der Geschichte gegenüber, von so weittragender Bedeutung, daß man diesen Auseinandersetzungen mit großer Vorsicht gegenübersteht. Historiker und Germanisten haben von ihnen fast überhaupt noch nicht Notiz genommen, aber auch in den Kreisen der Fachgenossen werden Kossmas Ansichten teilweise einfach abgelehnt teilweise mit allergrößter Zurückhaltung betrachtet. Die Gründe für diese Stellung der Forscher sind mannigfaltig. Sie liegen sowohl in der Arbeitsweise Kossmas als auch in der Natur des archäologischen Materials. Ganz ausschalten müssen wir hier natürlich diejenigen Forscher, die sich nicht der Mühe unterziehen können oder unterziehen wollen, sich die für eine gerechte Beurteilung unbedingt nötigen wissenschaftlichen Grundlagen anzueignen. Kossmas selbst aber hat bisher noch nicht im Zusammenhange mit der nötigen Ausführlichkeit seine Ansichten veröffentlicht und ist uns die versprochenen Darstellungen noch schuldig geblieben.²⁾

Wo er aber einigermaßen eingehende Erörterungen veröffentlicht hat, da gab er fast immer nur seine Schlüsse und nicht auch das Material, aus dem sich diese Schlüsse ziehen lassen. Selbst wenn ein Forscher voraussetzen darf, daß jeder Fachgenosse sein Material einigermaßen kennt, so hat er doch die Pflicht, die zum Beweise seiner Hypothesen notwendigen Grundlagen heranzuziehen, ganz be-

¹⁾ K. Zeuß: Die Deutschen und die Nachbarstämme.

²⁾ Vgl. Zeitschr. f. Ethnol. 1905, S. 407.

sonders ist das aber notwendig, wenn das Material durch fast unzählige Sammlungen und Zeitschriften zerstreut ist.

Die Nachprüfung einer Kossinnschen Arbeit würde mindestens gerade so viel Zeit erfordern, wie der Verfasser selber nötig gehabt hat, um zu seinen Schlüssen zu gelangen; Arbeitsteilung ist doch aber wohl ein Grundprinzip der Wissenschaft.

Der empfindlichste, im Material selber liegende Mangel besteht darin, daß natürlich nicht alles, was die Bevölkerung in vorgeschichtlicher Zeit besaß, auf uns gekommen ist und daß selbst das, was erhalten blieb, noch bei weitem nicht alles gehoben wurde. Aus Wohnstätten, die für unsere Anschauungen über das Leben der Vorzeit und für die Beurteilung der Bevölkerungsdichtigkeit eines Landes in einer bestimmten Zeit am wichtigsten sind, wissen wir noch recht wenig. Aber auch die Gräber sind durchaus noch nicht in allen Land-



Abb. 253. Eisenagt. $\frac{1}{5}$.
Märk. Mus. II. 6045.
Vetschan, Kr. Calau.
Späte Kaiserzeit.



Abb. 254. Eiserne Art mit Silbereinlage.
Das verzogene Bild eines gehörnten Tieres
oder eines Hirsches zeigt noch Spuren von
Goldglanz. Gubener Progr. 1885 S. 26.
Späte Kaiserzeit.

schaften gleichmäßig eingehend erforscht, so daß unsere Kenntnis der einzelnen Gegenden nicht selten abhängig ist von dem zufälligen Umstande, ob genügend interessierte Lokalforscher vorhanden waren oder nicht. Und das in Museen und Sammlungen aufgespeicherte Material ist nicht einmal immer zuverlässig; es muß in jedem Falle auf die Art seiner Hebung hin genau untersucht werden. Wenn man nur den Fundort in Frage zieht, geht man noch einigermaßen sicher, bei den sonstigen Fundverhältnissen wird die Schwierigkeit schon bei weitem größer, und es ist da für den einzelnen fast unmöglich, das gesamte Material auf seine Zuverlässigkeit hin zu prüfen.

Die Schwierigkeit der Prüfung und die Unvollständigkeit des Materials machen jeden Forscher abhängig von dem jeweiligen Stande der allgemeinen Vorgeschichtsforschung und den Fortschritten der Ausgrabungstätigkeit. So hat Kossinna sich gezwungen gesehen, seine Ansichten namentlich über die ethnologischen Zusammenhänge der ältesten Zeiten mehrfach zu wechseln. Das hat natürlich nicht gerade das Vertrauen

zu seinen Hypothesen gefestigt und seinen Gegnern die schärfsten Waffen in die Hände gegeben.¹⁾

Bei aller Einschränkung und Vorsicht, die hier in der Tat geboten erscheint, muß man aber auch gerecht sein. Die Schlüsse brauchen noch nicht immer endgültig richtig zu sein. Hier und da wird noch manches genauer begründet und gewiß auch korrigiert werden müssen. Die Methode aber ist unbedingt richtig. Sie allein kann uns weiterführen, wenn sie sich stützt auf sorgfältig gesichtetes Material und systematisch durchgeführte Ausgrabungen.

Aber Kossinnas Theorien bezüglich der indogermanischen Wanderungen und der Lausitzer Kultur ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Ob sich seine Ansichten über die Herkunft und die Stämme der Ostgermanen bewähren, läßt sich erst sagen, wenn er sein gesamtes Material veröffentlicht haben wird. Der Gegensatz zwischen Ost- und Westgermanen ist vorhanden. Mögen sich durch neue Funde die Grenzen hier und da noch verschieben lassen, im wesentlichen wird vermutlich das Bild dasselbe bleiben. Die Forscher aber, die sich noch ganz ablehnend verhalten — Historiker, Germanisten und auch Prähistoriker — seien daran erinnert, daß ja schließlich alle Wissenschaften mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wie die Vorgeschichte, daß wir in der Chronologie aber schon einigermaßen sicher sind und daß es sich bei jedem Fortschritt wesentlich darum handelt, den neuen Problemen mit der richtigen Methode zu Leibe zu gehen.

4. Fibel und Brakteat von Rosenthal bei Berlin.

Einer der spätesten Funde aus der vorwendischen Zeit ist zugleich einer der interessantesten. Auf der Feldmark des Dorfes Rosenthal²⁾ waren gelegentlich der



Abb. 255. Brakteat und Fibel von Rosenthal, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 17756/57. ²⁾/s.

Planierungsarbeiten zur Anlage eines Rieselfeldes einige menschliche Gebeine gefunden worden. Leider ist der Fundbericht so unklar, daß sich unmöglich daraus bestimmte Schlüsse ziehen lassen. Eine Fibel und ein Brakteat sollen in der Brustgegend des einen Skeletts gelegen haben. Die Fibel erinnert in jeder Beziehung an die zur Merowingerzeit in Westdeutschland häufig auftretenden Gewandnadeln. Es ist eine vergoldete Silberfibel mit einer Eisemadel. Die Oberfläche des Bügels ist mit tiefen Ornamenten versehen, und der Fuß trägt zwei kreisförmige Vertiefungen, die früher wahrscheinlich mit Almandinen ausgelegt waren.

¹⁾ S. Feist: Europa im Lichte der Vorgeschichte usw. — Quellen und Forschungen zur alten Gesch. und Geogr.; herausgegeben v. W. Sieglin. Heft 19, S. 28.

²⁾ Zeitschr. f. Ethnol. XXII, S. (518 ff.).

Der Brakteat¹⁾ ist eine einseitig geprägte Goldmünze, die in Anlehnung an römische Vorbilder entstanden ist und, wie die Öse beweist, als Schmuckstück um den Hals getragen wurde. Die Zeichen sind nicht mehr zu deuten. Der Rand des Brakteaten ist durch einen geperlten Ring verstärkt (Abb. 255).

¹⁾ B. Salin: Altgermanische Tierornamentik. S. 216. — O. Montelius: Kulturgeschichte Schwedens.



Abb. 256. Fränkische Art. Eisen. Lehnitz bei Oranienburg, Kr. Niederbarnim. Märk. Mus. II. 25046. $\frac{1}{6}$. Der Stiel ist nicht gefunden worden.



Abb. 257. Wikingerschwert. Eisen. Oderberg, Kr. Angermünde. Märk. Mus. IV. 999. $\frac{1}{8}$.
Von der Holzsheide sind Reste erhalten.

VI. Die Wendenzeit (6.—12. Jahrh. n. Chr.).

1. Einrücken der Slawen.

Die Abwanderung der Germanen aus dem östlichen Deutschland während der Stürme der großen Völkerbewegung im fünften und sechsten Jahrhundert hatte zur Folge, daß von Osten her slawische Stämme aus ihren früheren Sitzen im südwestlichen Rußland nachrückten und das ganze Gebiet bis zur Elbe, ja zum Teil noch darüber hinaus in Besitz nahmen. Ganz menschenleer fanden die Wenden unsere Mark allerdings nicht. Hier und da müssen nicht unerhebliche Reste der germanischen Bevölkerung zurückgeblieben sein; im anderen Falle hätten mündliche Überlieferungen wie die Sage vom Königsgrabe von Seddin nicht über den Bevölkerungswechsel hinweg so treu im Gedächtnis der Umwohner haften können. Auch die so zahlreichen germanischen Ortsbezeichnungen aus vor-slawischer Zeit wären nicht zu erklären. Immerhin waren die zurückgebliebenen Germanen nicht stark genug, um der wendischen Überslutung erfolgreich Widerstand leisten zu können. Um welche Zeit und auf welche Weise die Wenden von der Mark Besitz ergriffen, läßt sich nicht genau sagen. In den Gesichtskreis der deutschen Geschichtschreiber treten die Slawen erst zur Zeit der Sachsenkriege. Selbst, was wir von den Schriftstellern des zehnten bis zwölften Jahrhunderts hören, ist so lückenhaft, daß es unmöglich ist, sich ein klares Bild vom Leben und von der Kultur der Wenden zu machen. Die geistlichen Schriftsteller des Mittelalters betrachten die slawischen Heiden überdies von einem so einseitigen Standpunkte aus, daß wir heute schwer unterscheiden können, was wir für wahr und was wir für mönchische Übertreibung halten müssen.

Während der Sachsenkriege finden wir die Wenden bereits in so festen Sitzen, daß ihre Einwanderung schon längere Zeit vorher erfolgt sein muß.

2. Die Kultur der Wenden.

Leider wird das lückenhafte Bild, das uns die Schriftsteller von der wendischen Kultur geben, noch bei weitem nicht in vollem Maße durch die Funde ergänzt. Um wenigstens verraten uns die bisherigen Altertümer über die ersten Jahrhunderte der slawischen Besiedlung. Mag sein, daß das Land in jener Frühzeit schwach bevölkert war, mag sein auch, daß die damaligen Sitten, z. B. die Grabgebräuche, der Erhaltung wendischer Altertümer nicht günstig waren — der Hauptgrund unserer mangelhaften Kenntnis liegt doch in dem Tiefstand der Forschung auf diesem Gebiete. Hier genügt es wirklich nicht, daß man die zufällig einmal zutage geförderten Gefäße aus der Wenden-

zeit aufhebt oder im Vorübergehen wendische Scherben sammelt. Die über die ganze Mark zerstreuten Burgwälle, von denen alljährlich eine ganze Reihe durch den Ackerbau gefährdet oder gar zerstört wird, müssen als Denkmäler der Vorzeit gesetzlich geschützt und, wenn sie nicht länger zu erhalten sind, systematisch untersucht werden. Was mit sachgemäßer Forschung zu erreichen ist, das hat die erste gründliche Untersuchung eines märkischen Burgwalls, die der Römerschanze bei Potsdam, bewiesen.¹⁾

Alles, was wir von der wendischen Kultur wissen und kennen, trägt den Stempel der Armseligkeit an der Stirn und zeugt nur dafür, wie jäh der Absturz von der germanischen Kultur der Völkerwanderung zur wendischen herab gewesen ist. Wertvolles haben die Wenden aus der östlichen Heimat kaum mitgebracht, und auch die Berührung mit den Kulturländern des Westens und des



Abb. 259. Wendischer Scherben mit senkrecht laufender Wellenlinie. Aus einem Grundriß der slawischen Ansiedlung bei Hafensfelde, Kr. Lebus. Märk. Mus. ¹³/₁₆.

¹⁾ Auch auf diesem Gebiete hat in allerletzter Zeit die Forschung erfolgreich eingesetzt. Während der Korrektur erfahre ich von der sorgfältigen und erfolgreichen Untersuchung des Burgwalls bei Fergitz, Uckermark, durch v. d. Hagen [Mannus III, S. 75], des Burgwalls bei Kossow, Kr. Lebus durch Ugahd und der alten slawischen Burg in Potsdam.

²⁾ Weigel: Bildwerke aus altslawischer Zeit. Archiv f. Anthropol. XX, 1, 2. — Vgl. Das „Götzenbild“ von Alt-Friesack. Mus. f. Völkerkd. Berlin.



Abb. 258. Karolingisches Gefäß von Criewen bei Schwedt a. O. Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch. Ver. I.

Ostens haben keinen Aufschwung veranlaßt, wenn auch einige Erinnerungen an diese Beziehungen nicht ganz zu verkennen sind. Schönheitsforn kann kaum vorhanden gewesen sein. Wer den Gegensatz zu früheren Zeiten recht erkennen will, vergleiche nur einmal die wendischen Töpfe mit den germanischen Mäandergefäßen, mit den Buckelgefäßen der Lausitzer Kultur oder mit den um mindestens drei Jahrtausende älteren Gefäßen aus der Steinzeit. Bronze fehlt fast ganz; dagegen treten Knochengenäte wieder in großer Fülle auf. Nach den Berichten der mittelalterlichen Schriftsteller sollen die Wenden auf dem Gebiete der Holzschnitzerei etwas geleistet haben.²⁾ Davon ist naturgemäß wenig erhalten. Was wir aber besitzen, flößt uns nicht gerade besondere Hochachtung ein. Ob aber die Kulturgüter der Wenden schön waren oder nicht, ist schließlich Nebensache. Die Wissenschaft hat die Aufgabe festzustellen, welche Typen und Formen den Wenden bekannt gewesen sind (Taf. XVII).

3. Ein wendisches Dorf bei Hasenfelde, Kr. Lebus.

Neben der bronzezeitlichen Siedlung bei Hasenfelde¹⁾ liegt ein Dorf aus der frühesten Wendenzeit. Die Grundrisse der Häuser sind ganz so angelegt wie die der Häuser von Buch und des kaiserzeitlichen Hauses bei Paulinenaue. Pfostenlöcher umgrenzen den Hauptraum mit der Vorhalle, und der Herd liegt auch hier im größeren Raume. Nur der Wandbewurf scheint sich wesentlich von dem in Buch zu unterscheiden. Die wenigen bisher gefundenen Stücke weisen keine Abdrücke von Rundhölzern auf. Die Keramik erinnert in Farbe und Technik ungemein an die bei Paulinenaue gefundenen Gefäßreste; nur ist sie etwas roher, und die scharfen, schönen Profile der Kaiserzeit fehlen ganz. Vom Gebrauch der Drehscheibe ist noch keine Spur vorhanden, die Ränder zeigen gar keine oder geringe Ausbiegung, und fast alle Reste sind unverziert. Nur ein einziges Stück läßt eine einfache, senkrechte Wellenlinie erkennen (Abb. 259). — Das frühwendische Dorf bei Hasenfelde, dessen gründliche Untersuchung für das Jahr 1912 in Aussicht genommen ist, wird uns im Gegensatz und zugleich im Anschluß an die spät-kaiserliche Siedlung bei Paulinenaue Aufschluß geben über das Verhältnis der ältesten wendischen zur letzten germanischen Kultur und im Verein mit Funden auf der Römerschanze und dem Burgwall bei Riewend, dessen Erforschung nach den schönen Ergebnissen Götzes ebenfalls unbedingt nötig ist, hoffentlich bald die Lücke schließen, die in unserem Wissen über die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends noch klafft.

4. Die Gräber.

Von mittelalterlichen Schriftstellern wird uns erzählt, daß die Wenden während der Frühzeit ihre Toten verbrannten.²⁾ Die Bestattung der Leichenbrandreste muß wohl wenig sorgfältig vorgenommen worden sein. Vielleicht wurden die Überreste der Verstorbenen meist ohne Urne oder sonstige schützende Hülle beigesezt, so daß sie in der Erde vergangen sind. Urnenfriedhöfe aus der Wendenzeit kennen wir in der Mark überhaupt nicht, und Bestattungen in Urnen haben sich sehr vereinzelt feststellen lassen, z. B. auf dem Schloßberge bei Burg.



Abb. 260. Schlāfenring vom Burgwall von Drense, Kreis Prenzlau. II. 11855.

^{1/2}.

In späterer Zeit haben die Wenden ihre Toten bestattet, ohne sie zu verbrennen.³⁾ Daß die Skelettbestattung auch hier wie bei den Germanen dem Einflusse des Christentums zuzuschreiben ist, dürfen wir vermuten. Ein unbedingt gültiger Beweis läßt sich nicht erbringen.

Die wendischen Skelettgräber enthalten gestreckte Skelette. Der wendische Charakter wird erkannt an den Beigaben. Auch diese Beigaben sind dürftig. Sie bestehen meist aus wenigen Tongefäßen und aus Schlāfenringen (Abb. 260). Auch Eisenmesser und einige andere geringwertige Geräte kommen in Wendengräbern vor.

¹⁾ Prähist. Zeitschr. III, 1911, S. 287—296. Zeitschr. f. Ethnol. 1911, S. 820, Anm. 1.

²⁾ Thietmar von Merseburg VII, 2.

³⁾ G. Versu: Prähist. Zeitschr. II, S. 198 ff. Ein slawisches Gräberfeld bei Frankfurt a. O.

5. Die Keramik.

In einer Beziehung weisen die wendischen Tongefäße im Gegensatz zu allen bisherigen keramischen Arbeiten der märkischen Vorzeit einen Fortschritt auf. Ein großer Teil von ihnen ist auf der Drehscheibe gearbeitet. Vor ihrem Einrücken in die Mark scheinen die Wenden die Töpferscheibe nicht gekannt zu haben. Wahrscheinlich verdankten sie diesen Fortschritt in der Technik ihren westlichen Nachbarn. Der Ton der wendischen Gefäße ist meist grau oder gelblichgrau, teils gut geschlemmt, teils aber auch mit Steingrus gemischt. Gebrannt wurden die Gefäße im allgemeinen sorgfältiger als in früheren Zeiten, so daß sie beim Anschlagen einen klingenden Ton ergeben.

Die Formen sind wenig reichhaltig. Fast ausschließlich finden sich Töpfe mit verhältnismäßig weiter Mündung und Schalen mit engem Bodenteil und weitem Durchmesser am Rande.

Merkwürdig ist, daß die wendischen Tongefäße fast ausnahmslos keine Henkel haben, während doch die älteren Gefäße der märkischen Vorzeit — sowohl aus der Eisen- wie auch der Bronzezeit — häufig mit Henkeln versehen sind, und selbst die Steinzeitgefäße schon recht oft Henkel tragen. Auch der Standring, der dem Gefäß erst den sicheren Halt gibt, ist wenig bekannt (Taf. XVIII, 7).



Abb. 261. Bodenverzierungen der späten Wendenzeit.

Nach dem Manuskript von Voigt.

Der Boden der jüngsten Gefäße ist häufig mit einem *Stempel* oder einer *Marke* versehen; diese Marke sollte wohl den Besitzer oder den Fabrikanten oder vielleicht beide in einer Person kennzeichnen. Die übrigen Verzierungen der wendischen Keramik sind roh und mit so geringer Sorgfalt und Geschicklichkeit eingeritzt, daß man an dieser Art der Verzierung allein schon mit unbedingter Sicherheit ein wendisches Gefäß erkennen kann. Striche, Linien und Punkte sind mehr oder weniger tief eingeritzt und zu einfachen Mustern zusammengestellt. Eines der am häufigsten auftretenden Ornamente ist die einfache oder mit einem mehrzinkigen Instrument hergestellte drei-, vier-, fünf- oder mehrfache *Wellenlinie*, die das Gefäß in horizontalen Gruppen umzieht oder durch Horizontal- und Vertikalbänder ein *Gitter* oder *Flechtwerk* herstellt, das — wenig geschmackvoll — das slawische Handwerk charakterisiert und ganz allein schon den ungeheuren Abstand zwischen der Wendenkultur und den zum Teil prachtvollen Arbeiten der früheren Zeiten zu illustrieren imstande ist (Taf. XVIII).

6. Die Burgwälle.

Die Burgwallfrage ist eine der am häufigsten erörterten und zugleich brennendsten Fragen der märkischen Vorgeschichte.¹⁾ Fast über die ganze Mark sind die Burgwälle,

¹⁾ R. Behla: Die Rundwälle im östlichen Deutschland 1888.

„Schwedenschanzen“, „Römerschanzen“, „Räuberwälle“ oder wie sie sonst noch von der Bevölkerung genannt werden, verbreitet, in dem einen Kreise dichter, in dem anderen weniger zahlreich vorhanden; hier mehr beachtet und sorgfältig beobachtet, dort kaum einmal genannt und vielleicht noch nie Gegenstand ernster Forschung gewesen.¹⁾

Eine der wichtigsten Fragen, die sich an diese Wälle knüpft, ist die nach der Zeit ihrer Benutzung. Auch hier haben sich die Tongefäßreste und die übrigen Altertümer in ihrer Bedeutung für die Chronologie bewährt. Alle Hypothesen und Vermutungen, die nicht von diesem einzig realen Boden ausgingen, hingen völlig in der Luft und haben sich als vollkommen unhaltbar erwiesen. Historische Notizen über märkische Burgwälle besitzen wir überhaupt nicht. Alles, was von strategischen oder sonstigen Gesichtspunkten aus über die Burgwälle gefabelt worden ist, hat die Forschung nicht um einen Schritt weiter gebracht. Erst seitdem man auf Tongefäße und sonstige Altertümer achtete, kam man zu greifbaren und brauchbaren Resultaten. Seitdem weiß man, daß die märkischen „Burgwälle“ zum Teil schon während der Bronzezeit angelegt worden sind und zum Teil sowohl von der vorflawischen wie der flawischen Bevölkerung besetzt und besiedelt waren. Teils wurden sie erst in slawischer Zeit gegründet, nicht selten aber auch noch in späteren Jahrhunderten verwendet. Sowohl mittelalterliche Burgen und Schlösser als auch christliche Kirchen erbaute man auf alten Burgwällen.

Aber die Bedeutung der slawischen Burgwälle konnte bisher keine rechte Einigung erzielt werden. Immer und immer wieder drehte sich der Streit darum, ob die Burgwälle Kultstätten, Zufluchtsplätze, Wohnanlagen oder Befestigungsbauten gewesen seien. Für die Theorie, daß die Burgwälle Opferstätten oder Tempelanlagen waren, ließ sich manches anführen. Einmal haften an der Burgwallstätte nicht selten Namen wie „Heiliges Land“ oder „Opferherd“. Weiter aber sprach die Tatsache, daß auf Burgwällen häufig christliche Kirchen errichtet wurden, für die auch im Mittelalter vielfach beliebte und geübte Anknüpfung an altheidnische Überlieferung. Oft sind die Anlagen verhältnismäßig klein und erscheinen als Befestigungen und auch als Zufluchtsplätze gar zu unbedeutend und zu wenig umfangreich; teilweise wären sie allein durch ihre Lage in unzugänglichen Sümpfen auch ohne Wall und Graben geradezu unangreifbar gewesen, so daß letztere — der Graben fehlt auch nicht selten — mehr als Bannkreis des geheiligten Bezirkes denn als Festungswerke gelten konnten.

Andererseits zeigt der Umstand, daß die Burgwälle fast ausschließlich an schwer zugänglichen Plätzen angelegt wurden, und daß man sie mit Wall und Graben umzog, für ihre Verwendung als Befestigungen und Zufluchtsstätten. Mit den mittelalterlichen Burgen stimmen sie insofern überein, als man auch bei ihnen Wasser- oder Sumpf- und Höhenanlagen unterscheiden muß. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Burgwälle wohl allen genannten Zwecken gemeinsam gedient. In erster Linie werden sie größere oder kleinere Festungen gewesen sein, die wir uns zugleich als Sitz eines Häuptlings oder Fürsten oder seines Stellvertreters zu denken haben. Es lag nahe, an diesen so besonders gesicherten und dauernd unter dem Schutze des Häuptlings und seiner kriegerischen Umgebung stehenden Plätzen auch die Heiligtümer und Götzenbilder zu verwahren, und in

¹⁾ C. Söhnel: Die Rundwälle der Niederlausitz 1886. — W. Bartelt u. K. Waase: Burgwälle des Ruppiner Kreises. 1910.

Zeiten der Not können die Burgwälle der umwohnenden Bevölkerung auch als Zufluchtsstätten gedient haben. Daß sie sonst unbewohnt waren und nur in Zeiten der Not Zuflucht gewährten, ist gänzlich ausgeschlossen.

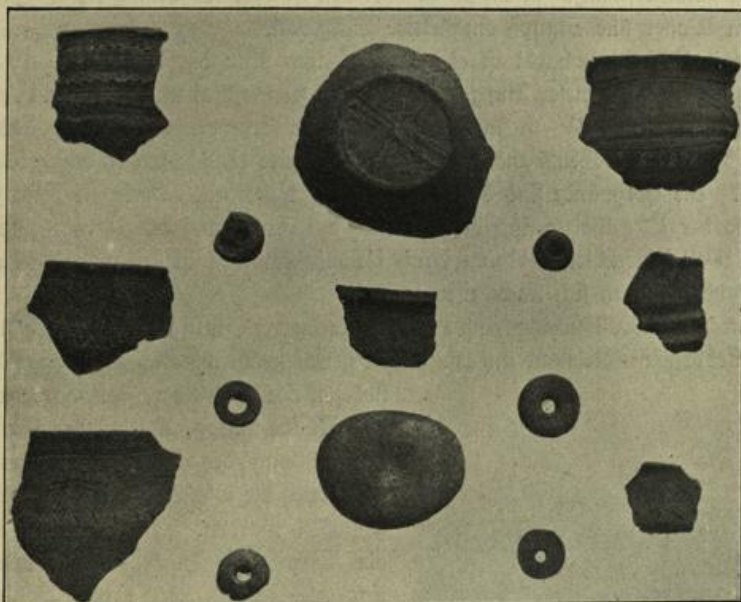


Abb. 262. Verzierte Gefäßreste, Spinnwirtel und Stein mit flacher Vertiefung. Pözlów, Kr. Tomplin. $\frac{1}{6}$.

7. Die Römerschanze bei Potsdam.

Die „Römerschanze“ wird in der Geschichte der märkischen Ausgrabungen für alle Zukunft eine bedeutende Rolle spielen.¹⁾ Nach vielfachen früheren, weniger gründlichen Versuchen setzte Schuchhardt hier den Spaten zu einer systematischen Untersuchung an, die allen Anforderungen der Wissenschaft und moderner Ausgrabungstechnik entsprach. Trotzdem die Arbeiten noch nicht abgeschlossen sind, haben die bisherigen Grabungen doch so schöne Ergebnisse zutage gefördert, daß es durchaus lohnt, sich mit ihnen eingehender zu beschäftigen.

Die älteren Nachrichten und Ansichten über die Römerschanze hat E. Friedel im Jahre 1880 gesammelt. (Tagesblatt der 51ten Generalversammlung Deutscher Anthropologen zu Berlin am 6. August 1880; wieder abgedruckt: Prähistor. Zeitschrift I. S. 210.)

Schon immer war man sich darüber klar, daß der Name „Römerschanze“ nichts mit den Römern zu tun hat, sondern aus „Räuber-“ oder „Röberschanze“ entstellt worden ist.

¹⁾ E. Schuchhardt: Prähist. Zeitschrift I, S. 209 ff.

Durch Friedels Beobachtungen war bereits die sehr wesentliche Tatsache festgestellt, daß es sich um eine zweimalige Besiedelung des Burgwalles handelte, um eine in vorwendischer und eine in wendischer Zeit. Weiter wußte man aber nichts.

Die „Römerschanze“ ist ein 20 m über den Spiegel des Lehnißsees emporragender, rings von Wasser und Sumpf umgürteter Burgwall.

Prof. Dr. Schuchhardt ist es gelungen, uns über die Anlage des Walles, der Gräben und der Tore dieser Burg volle Klarheit zu verschaffen. Der Wallbau war ursprünglich eine etwa $3\frac{1}{2}$ m starke und 6 m hohe Erdmauer, die an der Vorder- und Rückseite durch eine Bohlenwand gestützt wurde. Beide Wände waren durch Riegelhölzer verankert. Die Holzwände sind durch Feuer zerstört worden. Verkohlte Reste der Holzwand und der Riegelhölzer sind in dem nach der Zerstörung der Wände zusammengefunkenen Wall beobachtet worden. Auch die Pfostenlöcher, in denen die starken Wandpfosten standen, haben sich nachweisen lassen.

Durch den Wall führten einst drei Tore in das Innere. Sie sind schon kenntlich an den Erdbrücken, die man an den Toren stehen gelassen hatte, während sich an den übrigen Stellen an der Innenseite des Walles eine Mulde hinzog, aus der das Material zur Aufschüttung des Walles entnommen war. Aber auch die Pfostenlöcher des Torbaues sind gefunden worden. Sie beweisen, daß man die Torwangen durch Pfosten und Bohlen befestigte. Selbst Stücke von Bohlen waren noch vorhanden. Das Tor ist ein Hallentor mit Durchteilung in der Mitte gewesen, also eine feste und zur Verteidigung ausgezeichnet geeignete Anlage. Außerdem schützten zwei Gräben die Landseiten des Walles.



Abb. 263. Kleiner Burgwall bei Raduhn,
Kr. Königsberg.
Nach einer Zeichnung von Voigt. 1861.

Das Innere der Römerschanze wurde nicht etwa nur in Zeiten der Not als Zufluchtsstätte aufgesucht, sondern es war mindestens auf längere Zeit bewohnt. Von der wendischen Besiedelung erfahren wir durch Häuser, Herd-, Abfall- und Kellergruben, die slawische Scherben und slawische Werkzeuge enthielten. Die slawischen Häuser der Römerschanze scheinen auf Schwellen erbaut worden zu sein, die als Träger der Wände auf der Erde lagen, nur das Dach war allem Anscheine nach durch einige Pfosten gestützt. Eines der Häuser zeigte ein Rechteck von 4,6:3,5 m und einen gepflasterten Fußboden. In einer der größten Abfallgruben fand man neben Kohle, Holzresten, Scherben auch Fischschuppen, Fischgräten und einzelne Tierknochen. Die Wenden haben übrigens nach Schuchardts Ansicht nur den Teil unmittelbar am Wall bewohnt. Die Ausgrabungen haben endgültig erwiesen, daß die Römerschanze nicht etwa nur eine Kultus- oder Zufluchtsstätte gewesen ist, sondern ein planvoll angelegtes und dauernd besetztes Befestigungswerk.

Nachdem die wendischen Burgen im Kampfe mit den wieder einrückenden Deutschen, die ihre alte Heimat zurückeroberten, gefallen waren, hatten sie keine Bedeutung mehr. In den erbitterten Kämpfen zwischen Deutschtum und Wendenherrschaft werden

sicher die meisten nach Art der „Römerschanze“ mit Bohlen erbauten Wallbefestigungen ein Raub der Flammen geworden sein. Der Wall brach damit in sich zusammen, und eine Erneuerung wäre nicht weniger mühevoll gewesen als der Aufbau einer Burg nach westdeutschem Muster. So deckte denn sehr bald Rasen und Gebüsch die Burgwälle der heidnischen Wenden, wenn nicht — wie bei Buckow, Kr. Beeskow-Storkow — eine christliche Kirche mitten hineingebaut wurde oder ein deutscher Ritter seine Burg mehr oder weniger zufällig an derselben Stätte errichtete. Lagen die Burgwallreste in unmittelbarer Nähe bebauten Ackers, so ging der Pflug wohl über sie hin und ebnete nach und nach den Wall mehr und mehr ein. Der alte Kulturboden aber trug dann reichliche Früchte, was den Landmann veranlaßte, das Feld um so sorgfamer zu bestellen. Dabei verschwand der einstige Burgwall so gut wie ganz. Zahlreiche Wälle aber liegen noch heute in unzugänglichen Sümpfen fast unverfehrt und harren der Erforschung, die durchaus nicht immer mit der Zerstörung verknüpft sein darf. Die Wallerde der Burgwälle zum Einebnen und Ausschütten von Wiesen zu benutzen, sollte nun bald durch Staatsgesetz verboten werden. In der Nähe von Städten sind die Burgwälle auch zuweilen mit modernen Häusern oder Villen bebaut worden.

8. Eine Werkstätte aus der Wendenzeit.

Eine wendische Werkstätte ist uns aus dem Rundwall von Möllendorf im Kreise Luckau bekannt.¹⁾ Unter dem Walle lagen in einer handhohen, mit Kohle durchsetzten Kulturschicht allerlei Geräte, die darauf hindeuten, daß an dieser Stelle einst eine Töpferei betrieben worden ist, und daß man hier zugleich auch das Korn mit Handmühlen zerquetschte. Die beiden Mahlsteine wurden in ein Becken gesetzt, das aus einer Tonplatte mit aufgesetztem Tonring bestand und das gewonnene Mehl sammelte. Die Mühlsteine waren stark abgenutzt. Wahrscheinlich dienten die zum Zerquetschen der Körner nicht mehr brauchbaren Mahlsteine dazu, mürbe gemachte Granitsteine zu zermahlen, um die Steinchen bei der Anfertigung von Gefäßen zu verwenden. Die Steinchen wurden dem Ton beigemischt, von dem sich noch ein ganzer Klumpen vorfand. Ein angespitztes Geweißstück und der Rückenfortsatz eines Wirbels vom Rind dürften ebenfalls bei der Töpferei benutzt worden sein.

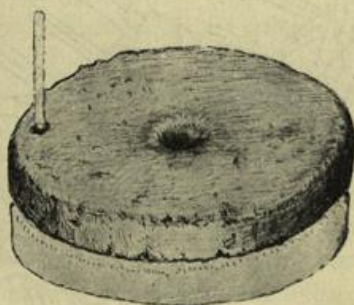


Abb. 264. Wendische Mühle von Möllendorf, Kr. Teltow. Brandenburgia VII. S. 405.

Die Scherben lassen deutlich erkennen, daß die Gefäße auf der Drehscheibe gearbeitet wurden, und zwar ebenso flüchtig wie alle übrigen wendischen Töpfe. Die Ornamente sind dieselben, wie sie überall gefunden werden.

¹⁾ H. Groffe: Zeitschr. f. Ethnol. 1909, S. 918 ff.

9. Der Handel.

Die Handelsbeziehungen der Wenden zu ihren Nachbarn waren natürlich abhängig von den politischen Verhältnissen. Ganz ohne irgendwelche Verbindung mit dem Westen Deutschlands können auch die Wenden des 7. und 8. Jahrhunderts nicht

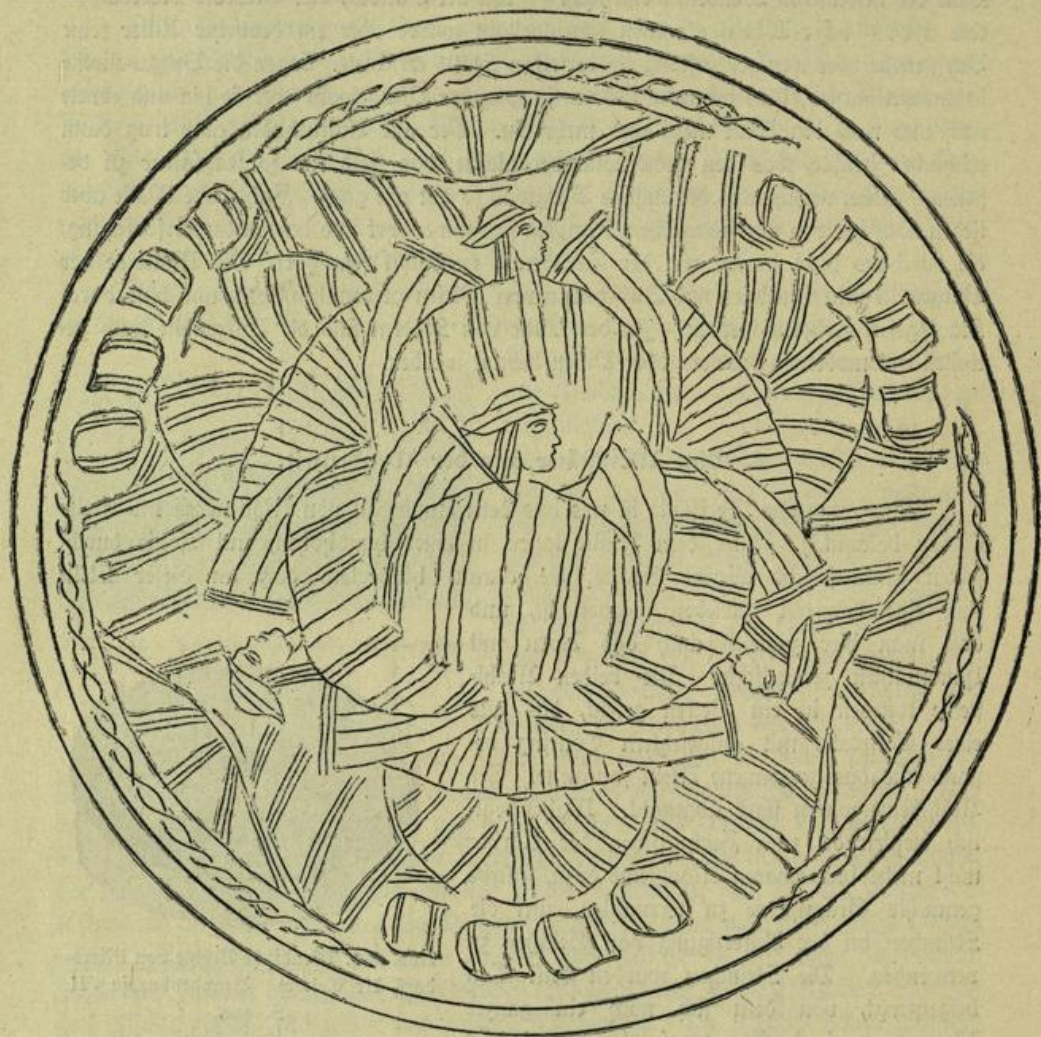


Abb. 265. Gravierte Bronzeschale von Groß-Fredenwalde, Kr. Templin.
Mitt. d. Uckerm. Mus. u. Gesch.-Ver. I.

gewesen sein. Dafür würde allein schon der Charakter der slawischen Keramik sprechen, die in mancher Hinsicht nicht geringe Verwandtschaft mit der gleichzeitigen fränkischen und karolingischen Tonware aufweist. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Wenden, wie schon oben gesagt wurde, von Westen her auch die Verwendung der Töpfer-

scheibe kennen gelernt. Berührungen der Slawen mit Westdeutschland sind ja geschichtlich bezeugt. Der heilige Sturm, der Schüler und Gefährte des Bonifatius, stößt auf der Straße, die von Mainz nach Thüringen führt, an der Fulda auf eine große Menge Slawen, die im flusse baden, und Slawen sind zur Karolingerzeit dem Kloster Fulda dienstpflchtig.¹⁾ So war eine kulturelle Einwirkung des Westens auf die primitive Kultur der Slawen selbstverständlich.

Weit umfassender mußte der westliche Einfluß nach der Niederwerfung der Sachsen durch Karl den Großen einwirken. Zwar war der Grenzverkehr zwischen dem Reiche dieses Herrschers und den Slawen durch den Grenzwall, *limes sorabicus*, gewissen Beschränkungen unterworfen. Waffen durften ins heidnische Wendenland nicht ausgeführt werden. Dennoch ging der Handelsverkehr naturgemäß hinüber und herüber. Und gerade, weil die Karolinger den Wenden gegenüber nur in der Verteidigung ihrer Grenzen verharren und nicht auf Eroberung ausgingen, konnte sich ein beinahe ungestörter Verkehr entwickeln. Ganz anders verhielten sich die deutschen Könige aus sächsischem Hause im 10. und am Anfange des 11. Jahrhunderts gegen die Slawen. Sie betrachteten das Land bis zur Oder als ihre Interessensphäre. Mit mehr oder weniger Glück führten sie fast unablässig Kriege gegen den einen oder den anderen der wendischen Stämme.

Der deutsche Einfluß — auch der politische — reichte bis nach Böhmen und sogar Polen hinein, bis ein gewaltiger Rückschlag um die Mitte des 11. Jahrhunderts (1056) alles vernichtete, was Deutsche im Slawenlande bisher erreicht hatten. Als Albrecht der Bär mit der Nordmark belehnt wurde (1134), lagen die Dinge zwischen Elbe und Oder nicht viel anders als beim Tode des großen Karl (814).

Aus den mannigfachen Berührungen kriegerischer und friedlicher Art erklären sich die in den wendischen *Hacksilberfunden* so überaus zahlreichen Münzen deutscher weltlicher und geistlicher Fürsten. Auf dieselbe Weise aber lassen sich die übrigen Gepräge in den *Hacksilberfunden* deuten. Wikinger- und Waringerfahrten der Söhne des Nordens überfluteten nicht nur West- und Südeuropa; sie führten über Rußland hinweg bis vor die Tore Konstantinopels. Wie stark auch Deutschland an diesen Beziehungen beteiligt war, ersieht man allein schon aus der Verbindung Ottos II. mit der griechischen Kaisertochter Teophano. Die Silbermünzen mohammedanischer Dynastien waren über ganz Europa verbreitet.²⁾ Der Westen und der Süden standen in engster Handelsverbindung mit dem Osten und auch mit dem Norden, und zur Zeit der *Hacksilberfunde* liegen ja auch die politischen Beziehungen der europäischen Staaten untereinander in den Annalen der Geschichte klar zutage. Da konnte selbst das noch fast völlig im Dunkel verharrende Wendenland unmöglich unbeteiligt bleiben. Die Handelsstraßen führten teils mitten durch die Mark. Oder und Elbe waren Verkehrsadern ersten Ranges, und zur Zeit, da das reiche Jülin an der Odermündung nach einer Bemerkung Adams von Bremen außer den Slawen auch Sachsen, Griechen und andere Nationen auf seinen

¹⁾ Vonderau: Pfahlbauten im Fuldatale.

²⁾ Ibrahim ibn Ahmed at Tartusi: „Dort gibt es Dirhems aus der Samarlander Münze.“ — Vgl. G. Jakob: Ein arabischer Schriftsteller aus dem 10. u. 11. Jahrh.

Märkten sah, mußten sich auch in der Mark Einflüsse von allen Seiten her bemerkbar machen.

Die wendische Kultur im ganzen wurde seltsamerweise durch den Verkehr mit dem Auslande wenig oder fast gar nicht gefördert. Die Funde behalten Jahrhunderte hindurch dasselbe dürftige Gepräge. Im einzelnen lassen sich jedoch die Berührungen mit anderen Völkern auch archäologisch erweisen. Die nordischen Wikingerschwerter treten häufiger auf. Der beste Gradmesser für die Lebhaftigkeit des Handelsverkehrs und die Beurteilung der wendischen Kultur während der späten Wendenzeit sind jedoch Hacksilberfunde.

10. Die Hacksilberfunde.

Die Hacksilberfunde sind über alle Slawenländer verbreitet; in der Mark werden sie im Osten häufiger gefunden als im westlichen Teile. Sie entstammen zumeist dem 10. und 11. Jahrhundert. Ihren Namen haben sie von dem zu diesen Funden gehörigen Hacksilber. Nicht nur Rohsilber, sondern auch kunstvoll gearbeitete Ringe und andere Schmuckstücke, auch Münzen, sind zerhackt worden, und ihr Wert wurde aus-



Abb. 266. Reste von Leinwandbeuteln mit Silbermünzen aus dem Hacksilberfunde von Sonnenwalde, Kr. Luckau. Märk. Mus. 10053/6. $\frac{1}{7}$. 2. Hälfte des 11. Jahrh.

schließlich durch das Gewicht bestimmt, allenfalls noch nach dem Feingehalt. Die Münze galt dem Wenden nicht als Münze, das Kunstwerk nicht als Kunstwerk; von beiden wurden Stücke abgehackt, wenn der Silberwert zur Bezahlung irgendeines Tauschartikels zu hoch erschien. Diese Tatsache kennzeichnet zur Genüge den geringen Kulturstandpunkt. Unter den Münzen kommen ganz besonders häufig die „Wendenpfennige“ vor, die eher Sachsenpfennige heißen müßten. Fast zahllos sind die Otto-Adelheids-Denare.

Die Schmuckstücke, die zu den Hacksilberfunden gehören, sind zweifellos nicht alle heimische Arbeiten.

Nordische Motive und nordische Arbeiten finden sich hier mit orientalischi-griechischen zusammen. Dazwischen liegen Schlafenringe, die ganz sicher slawischen Ursprungs sind. Wie weit die einzelnen Kulturzentren an der Herstellung der Hacksilberschmuckstücke beteiligt waren, läßt sich im einzelnen noch nicht mit voller Sicherheit angeben.

Einer der reichhaltigsten Hacksilberfunde ist der im Besitze des Märkischen Museums befindliche von der Leiffower Mühle, nicht weit von Frankfurt a. O.¹⁾

¹⁾ Hervorragende Kunst- und Altertumsgegenstände des Märk. Museums. Berlin 1896. I. Die Hacksilberfunde.

Er enthält mehr als 10 kg Silber und lag in einem zylindrischen Tongefäß, das nach Art einer Ciste horizontal gerippt und mit einem übergreifenden Deckel verschlossen war. Das Gefäß ist schwach gebrannt, aber auf der Töpferscheibe gearbeitet.

Der Fund bestand aus rohen Gussplattenstücken, kantigen oder runden Stäben und eckigen Platten, die unregelmäßig gekerbt waren, um — wie durch die gekerbten Ränder unserer heutigen Münzen — Gewichtsverringerungen erkennen zu lassen. Unter den Schmuckstücken fallen sieben große, aus gewundenem Draht geflochtene Ringe besonders auf. Die Enden besitzen eine Schließplatte, die verziert ist. Buckel, Klunker, Finger- ringe, Arm- und Ohrringe sind vorhanden. Auch neun Schläfenringe, Tierköpfe, ein Reiter mit Schild und Speer und eine Silberplatte mit einer *Gewandfigur* gehören zu dem Funde.



Abb. 267.

11. Der Silberfund von Holm bei Driesen.¹⁾

Im Frühjahr 1908 wurde in der Nähe des Rittergutes Holm ein Tongefäß gefunden, das einen reichen Silberschatz enthielt. Die große Bedeutung dieses bisher einzig in seiner Art dastehenden Fundes liegt darin, daß er auf der *Übergangsstufe* von der altheidnisch-wendischen zur frühen christlichen Kultur steht. Der Schatz muß etwa im 12. Jahrhundert — frühestens während der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts, spätestens im 13. Jahrhundert — vergraben worden sein. Das Gefäß ist wendisch. An die Hack-

¹⁾ U. Götz: Amtl. Berichte aus den Königl. Kunstsammlungen. XXX, 1909, S. 88 ff. Der Fund ist im Besitze des Königl. Mus. f. Völkerkunde (Berlin).

silberfunde erinnern die aus Silberdraht geflochtenen Halsringe. Andere Gegenstände (eine Ringkette und ein Gehänge) sind Zeugen christlicher Kunst, und auch das Kreuz erklärt sich vielleicht auf diese Weise. Von den Hack Silberfunden weicht der Silberschatz von Holm auch insofern ab, als zerhackte Schmuckstücke gänzlich fehlen und überhaupt Hack Silber nicht mehr im Gebrauch gewesen zu sein scheint. Eigenartig sind vier Deckel d o s e n aus Silber, die teils — wie kleine Löcher zeigen — an einer Schmir getragen wurden, welche zugleich Dose und Deckel zusammenhielt. Die Vorderseite der Dosen ist mit Tierfiguren verziert; die kleinste der Dosen ist vergoldet.

Die Griffe der kleinen Geräte des einen Gehänges sind mit plastischen Darstellungen geschmückt, unter denen eine menschliche Figur in langem Gewande, die mit der rechten Hand das Kinn stützt, als eine der wenigen Menschendarstellungen aus wendischer oder frühchristlicher Zeit von ganz besonderem Interesse ist.



Abb. 268. Slawische Bronzestatue
von Schwedt a. O. Aus: Göze,
Nachr. usw. 1905 S. 1.

VII. Frühgeschichte.

1. Die ersten geschichtlichen Nachrichten.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnt die Wiedereroberung der Mark. Das alte, in den Stürmen der Völkerwanderung an die Slawen verloren gegangene germanische Land wird deutschen Stämmen zurückgegeben. Im Jahre 1134 erhält Albrecht der Bär die Nordmark. Seine Verbindung mit dem bereits zum Christentum übergetretenen Hevellerfürsten Pribislaw (Heinrich) und seiner Gemahlin Petriſſa verschaffen ihm die Herrschaft über die Zauche und das Havelland. Nicht ohne schwere Kämpfe wird die neue deutsche Herrschaft begründet und befestigt. Die Schildhornſage berichtet von dem letzten Verzweilungskampfe des Wendenfürsten Jaczo von Cöpenick. Die Geschichte erzählt uns von diesen Kämpfen wenig oder nichts. Sage und Legende umranken mit üppig wucherndem Laubwerk die Erzählungen aus der frühesten märkischen Geschichte. Lange mußte der kritische Historiker sogar zweifeln, ob Pribislaw, Petriſſa und Jaczo wirklich geschichtliche Persönlichkeiten wären, ob sie überhaupt je gelebt hätten. Aber gerade die kritische Geschichtsschreibung mußte hier wieder einmal feststellen, daß die Sage ihre geschichtliche Unterlage habe. Die Nachrichten aus der Chronik des Pulkava, die 1373 geschrieben und aus der *Chronica episcoporum Brandenburgensium* entnommen sind, bestätigten zwar schon das Bruchstück einer Chronik aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts und die *Annalen von Pöhlde*. Der letzte Zweifel wurde aber gehoben, als man im Jahre 1880 bei Michendorf¹⁾, Kr. Teltow, einen Münzfund ans Tageslicht förderte, der Münzen mit dem Bilde Heinrichs und Petriſſas enthielt. Zu dem Funde gehörten auch Brakteaten mit dem Bildnis Jaczos von Cöpenick.

2. Das früheste Mittelalter.

13. und 14. Jahrhundert.

Mit der Germanisierung²⁾ und Christianisierung seit der Zeit Albrechts des Bären (1134—1170) tritt die Mark Brandenburg in das Licht der Geschichte. Die Herrschaft

¹⁾ E. Bahrfeldt: Das märk. Münzwesen im Mittelalter. Archiv der Brandenburgia I 1894, S. 1 ff.

²⁾ Der Name Brandenburg [Brendanburg 949, Brennaburg 967] hatte sich aus der Germanenzeit auch durch die Jahrhunderte der Wendenherrschaft erhalten. Die so verbreitete, aber ganz unsinnige Form Brennabor ist erst im 17. Jahrh. aufgebracht worden. Vgl. die Abhandlung des verdienstvollen Prof. Tschirsch: Brandenburg: Monatsblatt der Brandenburgia V, 276 ff.

des Wendentums wird gebrochen und die slawische Bevölkerung nach und nach verdrängt oder wenigstens von germanischen Elementen durchsetzt. Der Prozeß vollzog sich ganz allmählich und in den einzelnen Landesteilen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenem Grade. Die Untersuchung der Entwicklungsstadien dieser Wiedereroberung der märkischen Landschaft durch das Deutschtum ist Gegenstand der historischen Forschung. Die Quellen fließen für die ersten Jahrhunderte der neuen deutschen Herrschaft überaus spärlich. Ganze Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung märkischer Frühzeit liegen noch im Dunkeln. Aber die Gründung neuer und die den veränderten politischen Verhältnissen entsprechende Umwandlung alter märkischer Dörfer wissen wir wenig.¹⁾ Was aus der heutigen Dorfanlage, aus Flur- und Ortsnamen erschlossen werden konnte, ergänzt bis zu einem gewissen Grade das Bild, das wir aus Urkunden und einzelnen Berichten gewinnen können, aber es bleiben doch noch große Lücken, um volle Klarheit zu schaffen. Hier muß die Vorgeschichte mit ihrer in der Sachforschung geübten und erprobten Methode eintreten, und hier wird die Vorgeschichtsforschung auch am allerbesten beweisen, welche Bedeutung sie für die Geschichte, namentlich für die Frühgeschichte haben kann.

Die hervorragendsten Denkmäler des frühesten märkischen Mittelalters sind die Kirchen. Die Kunstgeschichte hat sich von jeher liebevoll mit ihnen beschäftigt. Für die Frühzeit der Mark sind namentlich die alten Feldsteinkirchen typisch. Die besonders von Westdeutschland, aber auch von Meißen her betriebene Mission stand unter dem Einflusse des romanischen Stils, der aber gerade damals vom gotischen abgelöst wurde. Gotisches Maßwerk, gotische Türmchen und Giebel schmücken die Backsteinkirchen und Tore altmärkischer Städte und Dörfer.

Auf dem Gebiete der äußeren Kultur erfolgte die Umwandlung weniger plötzlich. Von den durch christliche Kirchen ersetzten wendischen Tempeln wissen wir nichts. Weit besser können wir die Spuren wendischer Verzierungs- und Arbeitsweise in der Töpferei verfolgen.

Den Fortschritt der slawischen Keramik gegenüber der vorslawischen erkannten wir in erster Linie in der Verwendung der Töpferschleibe. Die Ornamentik der Wenden ließ dagegen an Roheit nichts zu wünschen übrig. Der Ton wurde nicht sorgfältig geschlemmt. Er enthält noch viele kleine Steinchen. Was an Fortschritten zu verzeichnen war, das mußten wir den Einflüssen westdeutscher Töpferarbeit zuschreiben. Merowingische wie karolingische Keramik sind also schon in wendischer Zeit maßgebend gewesen. Mit dem Einbruch der Deutschen in der Askanierezeit gewinnen die Vorbilder neue Gewalt. Die ganze westdeutsche frühmittelalterliche Keramik war ja auf dem Boden der karolingischen erwachsen. Um so stärker mußte die Einwirkung dieser Kultur auf märkischem Boden sich bemerkbar machen, als sie zum zweiten Male und zwar im Gefolge politischer Eroberung in unsere Gegenden drang.

Im Laufe der Zeit und infolge weiterer Untersuchungen werden sich für die Übergänge von der wendischen zur frühmittelalterlichen Keramik immer neue Beispiele nachweisen lassen.

¹⁾ W. Spatz: Landeskunde II S. 232 ff.

In allerletzter Zeit erwarb das Märkische Museum vom Siegelberge bei Drossen zwei Gefäße, die dem Typus der Frühzeit angehören. Mit ihnen zusammen wurden aber mehrere Gefäßreste gefunden, die teils das der karolingischen Keramik eigentümliche Ornament der Vierecke, teils die rein wendische Wellenlinie aufweisen. Alle haben dagegen die für frühmittelalterliche Gefäße so bezeichnenden Parallelfurchen und unterscheiden sich von der wendischen Töpferware durch den sorgfältig geschlemmten Ton und den scharfen Brand, der den Gefäßen klingende Härte gab.

3. Der Pfahlbau von Lübbinchen, Kr. Guben.

Nördlich vom Dorfe stieß man in einer von Osten nach Westen sich hinziehenden Einsenkung an einer Stelle, die früher noch vom Lübbinchener See bedeckt wurde, auf Reste von Pfahlbauten. Mit dem Lande war dieser Bau durch einen Knüppeldamm aus Rollhölzern verbunden, die auf den morastigen Boden gelegt waren. Der Pfahlbau selbst bestand aus gut behauenen Pfählen und Balken. Letztere hatte man, wie beim Blockhaus, übereinander gelegt und die Balken der einzelnen Wände rechtwinklig mittels eines „Schwalbenschwanzes“ miteinander verbunden. Der Raum war viereckig und es scheint auch eine Vorhalle vorhanden gewesen zu sein. Eine Seite des Hauses war ohne Vorhalle 3 m lang. Leider sind auch hier die Untersuchungen nicht so gründlich gewesen, wie man es wünschen möchte.¹⁾

Innerhalb des bloßgelegten Hausraumes lagen Tierknochen in großer Menge, etwa 50 Gefäßreste, Lehmbrocken und verschiedene Geräte.²⁾

Nach den Gefäßresten gehört diese noch am besten untersuchte Pfahlhütte dem frühesten märkischen Mittelalter an. In unmittelbarer Nähe sollen noch zwei andere Hütten gestanden haben. Nach einigen Berichten scheint der Unterbau aus einem Packwerk von Holz und Steinen hergestellt worden zu sein. Etwa 20 Minuten von dem frühmittelalterlichen Pfahlbau entfernt wurden Reste aus wendischer Zeit angetroffen.

4. Ein Bauernhaus aus dem 13.—14. Jahrhundert. (Taf. XIX.)

Die ältesten Bauernhäuser, die heute noch bewohnt werden, reichen zurück bis ins 16. oder 17., allenfalls ins 15. Jahrhundert. Um diese Zeit unterschieden sich die Bauernhäuser nicht allzusehr von den heutigen, soweit städtische Bauweise die der Bauernhäuser nicht beeinflusst und vielfach verdorben hat. Diese Tatsache ist der beste Beweis dafür, wie lange sich der alte Typus erhält, wie wenig neue Elemente beim Bauen dieser Häuser hinzugekommen sind.

Auf einem jetzt unbebauten Gartengrundstück an der Dorfstraße von Niedergörsdorf, Kr. Jüterbog-Luckenwalde, waren vom Besitzer beim Aufwerfen von Kartoffelmieten geschwärzte Steine beobachtet worden. Der erste Besuch schon

¹⁾ Im Sammelkasten des Märk. Mus. liegt ein Bericht, der von H. Jentsch herrührt. Es ist nur zu bedauern, daß dieser gute Beobachter sich gar zu viel auf die Aussage des Besitzers stützen mußte, der die Ausgrabung schon einen Tag vorher vorgenommen hatte.

²⁾ H. Jentsch: Gubener Progr. 1886, S. 22 ff.

sagte mir, daß auf diesem Platze im frühen Mittelalter ein Haus gestanden haben müsse, denn auf der Oberfläche des beackerten Landes lag eine große Menge von mittelalterlichen Gefäßresten, namentlich Reste jener blauschwarzen Ware, die für die deutsche Frühzeit so charakteristisch ist. Beim ersten Versuch stieß ich in unmittelbarer Nähe der geschwärzten Steine auf eine regelrechte Packung von kopfgroßen und auch größeren Steinen, die zum Teil vom Brande ganz mürbe geworden waren, so daß man sie mit den Fingern zerreiben konnte. Es unterlag vom ersten Augenblicke an keinem Zweifel, daß man es mit einem Herde zu tun hatte, um so mehr, als der Herd die größte Ähnlichkeit mit denen von Buch hatte. Er unterschied sich von den Herdstellen in Buch nur dadurch, daß er mehr viereckig gepackt war und die Steine größtenteils mit Lehm verbunden waren. Namentlich der größte Stein lag, sorgfältig kantig behauen, geradezu in einer Lehmbettung. Daß der Herd aber dem frühen Mittelalter angehörte, bewiesen die vielen Gefäßreste, die auf dem Herde oder zwischen den Steinen zerstreut umherlagen und von zertrümmerten Kochtöpfen herrührten. Die ganze Umgebung des Herdes war mit einer dicken Lehmschicht bedeckt und an dem Estrich ließen sich sogar die Grenzen des Herdraumes erkennen. An den Grenzen dieses Raumes machten sich außerdem die vier Wände bemerkbar. Pfostenlöcher waren hier ebensowenig vorhanden wie sonst an den Wänden des Hauses. Dadurch wäre die Feststellung des Grundrisses sehr erschwert worden, wenn sich die Wände nicht — wie ja auch schon mehrfach in Buch — auf andere Weise hätten finden lassen.

Bei dem Bauernhause von Niedergörsdorf haben wir nicht Pfosten-, sondern Schwellenbau. An einer großen Zahl von Stellen sieht man Steine, die allein schon die Richtung der Wände angeben. Auf diesen Steinen lagen Holzbalken oder Schwellen, von denen u. a. ein 75 cm langes und 25 cm breites Stück an der Südwestwand noch vorhanden war. In die Schwellen müssen nach Art unserer Fachwerkmauer die senkrechten Stiele eingelassen worden sein. Einige Lehmbrocken deuten darauf hin, daß an verschiedenen Stellen die Wände ähnlich konstruiert waren wie in Buch, daß sie also aus übereinandergelegten, hier aber kantig behauenen Hölzern bestanden, deren fugen mit Lehm ausgestrichen waren. Der größte Teil der Bewurfstücke, die in zweiter Linie den Verlauf der Wände erkennen lassen, besteht aus Lehm, der stark mit Stroh gemischt war. Das Stroh ist nur noch an den Abdrücken nachzuweisen, die nicht selten volle Röhren darstellen. Es ist nicht immer zu Häcksel zerschnitten worden; vielmehr finden sich ganze Lagen von glatten, parallel zueinander laufenden Halmen, die beweisen, daß der Lehm gegen glatt geschichtetes Stroh geworfen wurde. — Aus der Richtung der Wände ersieht man, daß der Grundriß etwa 100 qm umfaßte. Die Längswände sind 14,69 m, die Giebelwände 6,80 m lang. Die Wohnung umfaßt außer dem Herdraum noch zwei Kammern, deren Boden ebenfalls mit Lehmestrich überzogen war. In der einen Kammer waren Holzreste in großer Menge erhalten; die Fasern des Holzes lagen sämtlich horizontal. An die drei Kammern schloß sich ein großer viereckiger Raum, der als Stallung angesehen werden muß. Er ist nicht mehr durch Wände geteilt; vielleicht aber deuten die Steine auf eine Gliederung des Raumes, die durch einfache Balken oder Bretterwände bewerkstelligt war, wie wir sie in den Ställen noch heute finden. Ein langer schwarzer Streifen, der sich an der Südwestwand des Stalles

entlang zieht, erwies sich bei genauerer Untersuchung als eine Krippe, die beim Zusammenbruch der Wand heruntergefallen war und in ihren Hohlraum Teile der Lehmwand aufgenommen hatte. Damit steht die Bedeutung des großen Raumes als Stall nicht in Frage. Der Eingang zum Hause hat sich nicht nachweisen lassen.

Die beim Aufdecken des Grundrisses gehobenen Einzelfunde bestehen zum weitaus größten Teile aus Gefäßresten, die für die Datierung des Bauernhauses von größter Bedeutung sind. Wendische Scherben kommen überhaupt nicht vor; selbst Anflänge an wendische Gefäße sind äußerst selten. Es ist ein deutsches Bauernhaus gewesen, das mit der Giebelseite nach der heutigen Dorfstraße stand, die also wohl schon damals dieselbe Richtung gehabt haben muß. Das Wendendorf soll einer Sage nach von Ost nach West an den sumpfigen Wiesen gelegen haben. Daß dieses Bauernhaus einer sehr frühen Zeit der deutschen Besetzung angehört, beweist schon der Umstand, daß unter den sehr zahlreichen Randstücken nur zwei mit einer Tülle vorhanden sind oder vielmehr mit einem recht ungeschickten Versuch einer Tülle. Auch die für mittelalterliche Gefäße so eigentümliche „Krause“ ist nur in einem ganz schwachen Ansatz auf einer um den Hals eines Gefäßes laufenden Leiste beobachtet worden. Nicht ganz so selten sind die glasierten Reste. Namentlich gelbe und grüne Glasur tritt auf, doch auch schon schwarze und braune. Die Glasur ist aber fast immer noch etwas dürrig, meist nur innen angebracht, während die Außenseite roh ist. Außerdem ist bemerkenswert, daß die glasierten Stücke alle in den oberen Schichten lagen und auch mit modernen glasierten Scherben nahe der Oberfläche gemischt waren. In den unteren Schichten, namentlich innerhalb der eingestürzten Wände waren glasierte Scherben fast gar nicht, bemalte (blafrot auf dem gelblichen Ton) nur in wenigen Exemplaren zu finden.

Recht häufig ist dagegen die älteste frühmittelalterliche Keramik mit ihren Gurtfurchen, die an merowingisch-karolingische Ware erinnern, und mit den eigentümlichen scharf profilierten Rändern vertreten. Der Ton ist gut geschlemmt und niemals mit Steinchen gemischt, die Gefäße sind hart und klingend gebrannt.

An der Ostseite des Hauses lag eine Lehmgrube, die 2 m lang, 2 m breit und im gewachsenen Boden noch 0,50 m tief war. Der in dieser Grube gefundene Lehm war stark mit Ton gemischt und sollte wohl zum Bau oder zum Erneuern der Wände und des Estrichs verwendet werden. Die Grube enthielt noch eine Stange vom Rehgehörn (Gabler), eine Anzahl von Tierknochen und den Fuß eines Tongefäßes. Zwischen blaugrauen Scherben wurde ein Schlüssel (Abb. 269) gefunden mit einem für die Frühzeit eigentümlichen Griff romanischen Stils. Dieser Schlüssel, der höchstwahrscheinlich zum Hause gehört hat, kann schon dem 12. Jahrhundert angehören. Die Form kommt aber auch noch später vor. Das Märkische Museum besitzt einen ähnlichen Schlüssel aus Sorau, der durch den Brandschutt des Jahres 1424 genau datiert ist. Auch ein Schlüssel von der bekannten Berliner Gerichtslaube, die bis ins 13. Jahrhundert zurückreicht, hat dieselbe Form. Außerdem fand sich 3,10 m von der Nordwestwand entfernt, außerhalb des Hauses, zwischen frühmittelalterlichen Gefäßresten ein Hohl Schlüssel (Abb. 270) romanischen Stils, der ebenfalls schon dem 12. Jahrhundert angehört. Der Schutt der Nordostwand barg noch den Bart eines dritten Schlüssels, der dem des zweiten ganz ähnlich war. Etwas tiefer als der Schlüssel lag in der Lehmschicht ein Löffelbohrer (Abb. 271). In der Umgebung des

Hauses fanden sich einige Pfostenlöcher, von denen es fraglich sein konnte, ob sie derselben Zeit angehörten oder vielleicht weit älter waren. Letzteres war nicht unwahrscheinlich; denn mit den frühmittelalterlichen Gefäßresten hatten wir etwa zehn Scherben aus vorwendischer Zeit aufgehoben. Der Spaten ließ uns auch hier nicht im Stich. Beim Pfostenloch in der Wand war die Zugehörigkeit zum Hause an sich schon wahrscheinlich. Ein anderes Pfostenloch enthielt neben geringen Kohlenresten ein Lehmewurfsstück mit den für die Hauswände dieser Periode charakteristischen Abdrücken, und ein drittes Pfostenloch lieferte außer ähnlichen Bewurfsstücken und zahlreichen Kohlenstückchen zwei mittelalterliche, blaugraue Scherben. Damit war die Frage entschieden.

Alle Pfostenlöcher gehörten dem frühen Mittelalter an. Die außerhalb des Hauses liegenden Pfosten haben mit dem Bau der Wände nichts zu tun. Es waren jedenfalls Löcher, in die man zu irgendeinem Zwecke stärkere Pfähle gegraben hatte.



Abb. 269. Schlüssel 1.
Niedergörsdorf. $\frac{1}{7}$.



Abb. 270. Schlüssel 2.
Niedergörsdorf. $\frac{1}{7}$.



Abb. 271. Löffelbohrer.
Niedergörsdorf. $\frac{1}{7}$.

Unmittelbar am Herde auf dem gewachsenen Boden wurde noch ein Eisenmesser gefunden. Im Stalle lag in der Nähe einer mit Lehm ausgestrichenen Stelle ein Spinnwirtel, aus demselben blaugrauen Ton gearbeitet wie die meisten Gefäße und durch eine umlaufende Rille verziert. Er bezeugt also die Handhabung der Spindel in diesem frühmittelalterlichen Bauernhause. Das Spinnrad wurde ja erst um 1530 von dem Bildschnitzer und Steinmetz Jürgen erfunden. Daß dieses Bauernhaus aber einer weit älteren Zeit angehört, beweist ein einfacher Knochenkamm (Abb. 272), der mit Lehmbrocken zusammen in der Krippe lag. Die Form ist rein wendisch. Der Kamm weist also wieder darauf hin, daß wir hier einen Fund aus der Übergangsperiode von der wendischen zur deutschen Herrschaft vor uns haben (Taf. XIX).



Abb. 272. Knochenkamm. Burg Lenzen,
Kr. Westprignitz. Märk. Mus. II. 5845.
Wie der von Niedergörsdorf. $\frac{1}{7}$.

I. Steinzeit Bis 2000 v. Chr.	II. Bronzezeit 2000—800 v. Chr.	III. Vorrömische Eisenzeit 800—1 v. Chr.	IV. Kaiserzeit 1—500 n. Chr.	V. Wendenzeit 6.—12. Jahrh.
A. Ältere Steinzeit. (Diluvialzeit.) Zeit der behauenen Stein- geräte. Bis zum Ende der Eiszeit.	A. Ältere Bronzezeit. Etwa 2000—1400 v. Chr.: 1. Periode. Etwa 2000—1600 v. Chr. 2. Periode. Etwa 1600—1400 v. Chr.	A. Frühste Eisenzeit. Etwa 800—500 v. Chr.	A. Frühe Kaiserzeit. 1. Jahrh. n. Chr. Fibeln mit durchbrochenem Nadelhalter [Übergang von der La-Tène-Zeit]. 2. Augensfibeln. 3. Fibeln mit zweilappiger Nadelkappe [noch im 2. Jahrh.]. 4. Mäandergesäße. 5. Buchow, Seelow.	A. Frühe Wendenzeit. 6. u. 7. Jahrh. 1. Leichenbrand. 2. Keine Hackfibelfunde. 3. Gefäße ohne Drehscheibe gearbeitet, meist unver- ziert. Ohne oder nur geringe Ausbiegung des Randes. 4. Ansiedlung bei Hasenfelde; Burgwall bei Niewend (1. Schicht).
B. Mittlere Steinzeit. 1. Nolditzzeit. 2. Ancylnszeit. 3. Kitorinazität.	B. Mittlere Bronzezeit. 3. Periode. Etwa 1400—1200 v. Chr.	B. La-Tène-Zeit. 500—1 v. Chr. 1. Vorstufe 500—400. 2. Früh-La-Tène-Zeit 400—300. 3. Mittel-La-Tène-Zeit 300—150. 4. Spät-La-Tène-Zeit 150—1.	B. Mittlere Kaiserzeit. 2. Jahrh. n. Chr. 1. Kräftig profilierte Fibeln [auch schon im 1. Jahrh.]. 2. Mäandergesäße. 3. Karlshorst, Johnde, Cor- now, Mllow, Kauschen- dorf.	B. Mittlere Wendenzeit. 8. u. 9. Jahrh. 1. Gefäße mit härterer Um- biegung des Randes. 2. Wellenlinie und mehr- zinjiges Gerüt zum Ver- zieren der Gefäße. 3. Keine Hackfibelfunde. 4. Zahlreiche Burgwälle. Niewend (2. Schicht); Römerschanze.
C. Jüngere Steinzeit. Zeit der geschliffenen Stein- geräte. Etwa 5000—2000 v. Chr. 1. Dolmen. 2. Hünenbetten. 3. Steinkammern und Stein- fischgräber.	C. Jüngere Bronzezeit. Etwa 1200—800 v. Chr. 4. Periode. Etwa 1200—1000 v. Chr. 5. Periode. Etwa 1000—800 v. Chr.	C. Späte Kaiserzeit. 3. u. 4. Jahrh. n. Chr. 1. Fibeln mit umgeschlage- nem Fuß. 2. Fibeln mit hohem Nadel- halter. 3. Feuerstahle, Eimerchen etc. 4. Breite Schildfesseln. 5. Reilitt, Damme, Kampth, Reichersdorf, Sadersdorf, Wilhelmssau, Busow, Dahlhäufen; Ansiedlung bei Paulinenaue.	C. Späte Wendenzeit. 10.—12. Jahrh. 1. Skelettgräber. 2. Gefäße alle auf der Dreh- scheibe gearbeitet. 3. Bodenverzierung; Gurt- furchen; tiefe Kerben; scharfe Umbiegung des Randes 4. Hackfibelfunde. 5. Niewend (3. Schicht).	D. Das frühe Mittelalter. 13. u. 14. Jahrh. 1. Holm (Übergangsperiode). 2. Süßbischen. 3. Ansiedlung bei Nieder- gorsdorf.

I. Name	II. Description	III. Date	IV. Remarks
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.